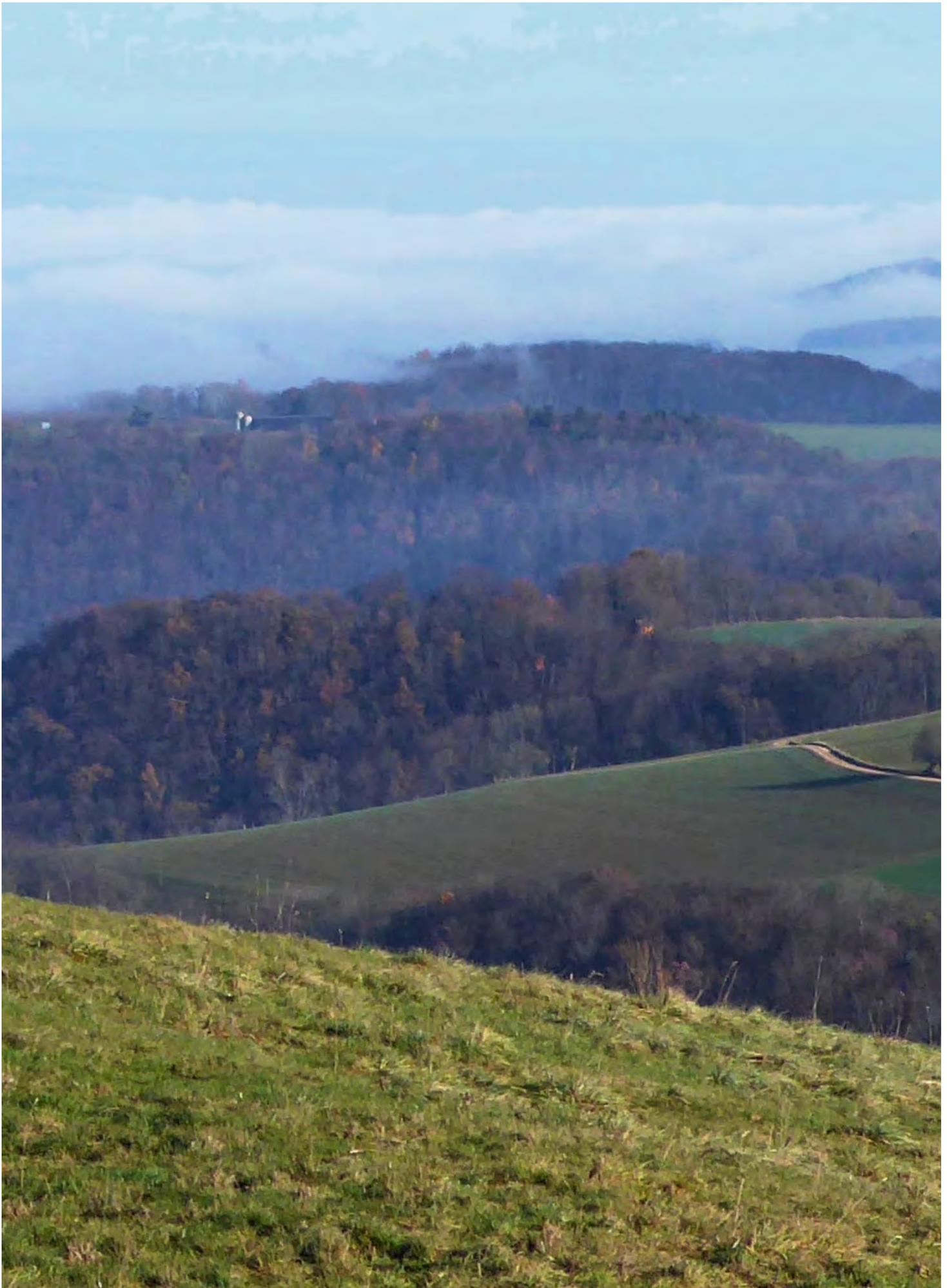


Jürgen von Ungern-Sternberg octogenarius

Persönliche Einladung zum
Festkolloquium

am Freitag,
29. Oktober 2021
14.15–ca. 18.30 Uhr

Remise
Gellertstrasse 29,
4052 Basel



Ernteberichte

Die Doktorandinnen und Doktoranden von
Jürgen von Ungern-Sternberg blicken zurück:

Leonhard Burckhardt – Lukas Thommen –
Margaretha Debrunner – Thomas Späth –
Diemuth Königs – Alfred Schmid – Jan Meister

Moderation: Hansjörg Reinau

Ab ca. 17 Uhr: Apéro

Leonhard Burckhardt (Universität Basel)

Jan Meister (Universität Bern)

Sabine Huebner (Universität Basel)

Thomas Späth (Universität Bern)

Jürgen von Ungern-Sternberg zum Achtzigsten –
Begrüssung am Festcolloquium (29. Oktober 2021)

Verehrte Gäste,

Ich begrüsse Sie herzlich zum – *fatis urgentibus* – mehrfach verschobenen Anlass, der jetzt endlich erfreulicherweise stattfinden kann.

Meine Aufgabe ist es, den ersten Teil des heutigen Nachmittags zu moderieren. Ich mache das gerne und betrachte es geradezu als *nobile officium* unserem Jubilar gegenüber, war ich doch einer der ersten Basler, der mit ihm in persönlichen Kontakt trat und nicht ganz unschuldig daran war, dass er dann sein Zelt in Basel aufschlug.

Wie kam es dazu? Im Jahr 1976 verliess Christian Meier zum zweiten Mal unsere Universität in Richtung Deutschland – das Wandern war des Meiers Lust – und damit war der Lehrstuhl für Alte Geschichte – wieder einmal – verwaist. Die philosophisch-historische Fakultät setzte darauf, wie üblich in solchen Fällen, eine Kommission ein, die den Auftrag erhielt, eine Liste der in Frage kommenden Kandidaten zusammen zu stellen. Als damaliger Assistent gehörte ich dieser Kommission ebenfalls an. Nach Sichtung der eingegangenen Bewerbungen entschloss man sich, einige der Bewerber zu einem Probevortrag einzuladen. Unter diesen befand sich auch ein junger Gelehrter, der eben erst eine Stelle als Professor in Essen angetreten hatte: Jürgen von Ungern-Sternberg. Nach seinem Vortrag im Frühjahr 1977 über „Dionysios von Syrakus“ sassen wir im engsten Kreis – ausser mir waren von der Kommission noch Margot Schmidt und Christian Simon anwesend – noch im Restaurant „Uff der Lyss“ zusammen. Während des Nachtessens ergab sich ein lebhaftes, anregendes und zum Teil auch vergnügliches Gespräch und danach waren wir drei uns einig: Diesen Mann müssen wir nach Basel lotsen!

Es gelang uns in der Folge, die übrigen Kommissionsmitglieder davon zu überzeugen, und so kam es, dass Jürgen im Frühjahr 1978 seine neue Stelle antrat.

Er übernahm mich auch gleich als Assistenten und die folgenden drei Jahre bis zu meinem Rücktritt von dieser Stelle waren geprägt durch eine Zusammenarbeit, die besser nicht hätte sein können und später in eine echte Freundschaft münden sollte. Die Intensität dieser Zusammenarbeit wurde auch ausserhalb des Seminars im weiteren universitären Rahmen registriert und ein Mitglied der Fakultät – in meiner Erinnerung war es der damalige Ordinarius für Ethnologie, Meinhard Schuster - bezeichnete uns einmal scherzhaft als Dioskuren: Kastor und Pollux!

Ich habe, lieber Jürgen, in dieser Zeit viel von Dir gelernt, glaube aber sagen zu dürfen, dass auch Du ein bisschen von mir gelernt hast. Gerne erinnere ich mich an die vielen Gespräche, in denen es mir als Schüler von Christian Meier gelang, Dich als Schüler von Robert Werner, der aus einer ganz anderen wissenschaftlichen Ecke kam, für das Politische bei den Griechen zu interessieren.

Von den zahlreichen gemeinsamen Aktivitäten möchte ich an dieser Stelle nur drei herausgreifen und kurz darauf eingehen.

Zum ersten verdient die mittlerweile legendäre Exkursion nach Sizilien Erwähnung. Im Herbst 1979 fuhren wir, nach vorherigem gemeinsamem Seminar zur antiken Geschichte der Insel, zusammen mit den Archäologen unserer Universität unter der Leitung des gleichzeitig wie Jürgen nach Basel berufenen Rolf Stucky und seines Assistenten Peter Blome, nach Trinakria. Wir besuchten dort alle bedeutenden Antiquitäten, und man kam sich auf dieser Reise auch menschlich näher. Für den Sprechenden hatte sie gravierende, aber durchaus erfreuliche Konsequenzen. Die Insider wissen, wovon ich spreche!

Zweitens möchte ich eine weitere, etwas kürzere Fahrt als es der *Iter Siculum* war, erwähnen: eine Fahrt nach Glarus. Auf Einladung des Basler Historikers Eduard Vischer, der mit einer Frau aus dem Glarner Patriziat verheiratet war, durften wir im Frühling 1980 die dortige Landsgemeinde besuchen. Am Vortag trafen wir uns zusammen mit dem Konstanzer Althistoriker Wolfgang Schuller mit einigen Glarner Honoratioren, darunter dem damaligen Ständerat Peter Hefti, zu einer lebhaften Diskussion über die Athenische und die Glarner Demokratie, deren Gemeinsamkeiten und Unterschiede. Am Tag darauf zogen wir dann im Kreis dieser Honoratioren und einiger hoher Offiziere der Schweizer Armee in feierlicher Prozession bei strömenden Regen zum Lands-

gemeindeplatz und verfolgten das anschliessende Geschehen von den besten Plätzen aus: wahrlich ein eindrückliches Erlebnis! Die Fahrt nach Glarus und zurück erfolgte übrigens nicht mit dem öffentlichen Verkehrsmittel, sondern in einem PW, an dessen Steuer Jürgen sass. Wir haben es beide überlebt!

Zum Dritten schliesslich verdient an dieser Stelle die Gründung der *Colloquia Raurica* genannt zu werden. Ich durfte im Jahr 1984, bereits nach Ablauf meiner Assistenz, die Bekanntschaft mit dem Juristen Jakob Frey-Clavel machen, dem Paten meiner Frau und Ehemann von Antoinette Clavel, der Tochter des Grossindustriellen und Römerfreundes René Clavel, der sich unweit von Augusta Raurica auf dem Hügel Castelen eine herrschaftliche Villa hatte errichten lassen. Im Gespräch liess er verlauten, dass er sehr bedauere, wie wenig die Räumlichkeiten dieses Hauses genützt würden und dass ihm vorschwebte, diese für universitäre Anlässe zu öffnen. Ich besprach die Sache mit Jürgen und wir schlugen ihm ein Projekt vor, auf das er sogleich eintrat, wobei er grosszügig dessen vollständige Finanzierung versprach. So fand im Spätsommer 1987 auf Castelen das gemeinsam von uns beiden organisierte *Colloquium Rauricum primum* über „Vergangenheit in mündlicher Überlieferung“ statt. Das Ehepaar Frey-Clavel war davon so begeistert, dass es uns spontan grünes Licht für weitere *Colloquia* gab: Es wurde ein Collegium Rauricum gegründet, bestehend zunächst aus uns beiden, Jakob Frey und dem Gräzisten Joachim Latacz. Die *Colloquia Raurica* wurden zu einer Institution, sie erleben im kommenden Frühjahr bereits ihre achtzehnte Auflage.

So, ich habe lange genug geredet, das Wort sollen nun Jürgens Doktoranden haben.

Von Festen und anderen Notständen

Als wir dieses Kolloquium für Jürgen von Ungern-Sternberg in angemessener zeitlicher Nähe zu seinem 80. Geburtstag, also im Frühjahr 2020, ein erstes Mal durchführen wollten, ist uns das mittlerweile sattsam bekannte Virus grob dazwischen gegrätscht (um den Vorgang in der dem Jubilar durchaus nicht unlieben oder unbekanntem Fußballsprache auszudrücken). Zwecks Bekämpfung der Epidemie ergriffen Regierungen weltweit Sondermaßnahmen, probten den Ernstfall, erklärten die außerordentliche Lage, bedienten sich des Notrechts, riefen den Notstand aus. Zum Teil halten die unter diesen Auspizien getroffenen Entscheidungen oder ähnliche Vorkehrungen bis heute an. Jedenfalls musste die Veranstaltung damals abgesagt und in der Folge mehrfach verschoben werden.

Angesichts dessen drängte es sich fast auf, den Notstand heute, da wir endlich feiern dürfen, zum Gegenstand von Gedanken zu Ehren von Jürgen zu machen, hatte sich dieser doch in seiner Dissertation grundlegend mit dem Institut des Notrechts in der späten römischen Republik auseinandergesetzt. In einem wichtigen Teil meiner Diss. konnte ich dann dankbar, respektvoll und nicht ohne Bammel von den dort hergeleiteten, durchwegs überzeugenden Erkenntnissen profitieren. Sich nach mehreren Jahrzehnten noch einmal damit zu befassen, ist gerade im Lichte der gegenwärtigen Zustände und Ereignisse durchaus reizvoll, doch bitte ich um Nachsicht dafür, dass das Folgende den seinerzeit am Heuberg vorbildlich vermittelten Ansprüchen wissenschaftlicher Solidität, begrifflicher Schärfe und argumentativer Stringenz kaum genügt, sondern eher anhand einiger – längst nicht aller – mehr oder weniger einschlägiger Stichworte ein paar Überlegungen oder Beobachtungen zum Thema in teilweise hybrider Form aneinanderreihet.

Das *Senatus consultum ultimum* (SCU), also der Notstandsbeschluss, der in der späten römischen Republik entwickelt wurde, war ein Instrument der damals mächtigsten Körperschaft Roms,

um sich in schweren Krisenmomenten gegen tatsächliche oder vermeintliche Gegner der *res publica* und damit des Senats durchzusetzen. Aber gerade die Tatsache, dass ein solches Werkzeug nötig wurde, macht deutlich, dass die überkommene Ordnung und die ihr gemäße Machtverteilung nicht mehr für unbestritten und ungefährdet angesehen wurde, und der Senat, bzw. seine jeweilige Mehrheit, es für dringlich erachtete, diese und seine Position darin mitunter mit äußersten, letzten und fast immer gewalttätigen Mitteln zu verteidigen und diese mit einem rechtlichen Kleid zu umhüllen. Dieses wurde mit der Zeit zwar breit, letztlich aber nie allgemein anerkannt. Es ging, was in politischem Zusammenhang nicht verwundert, also zunächst und grundlegend um Macht; das ist denn auch das erste Stichwort.

- Macht -

Du hast mir im Laufe des mühevollen Entstehungsprozesses meiner Dissertation einmal bei einem der zahlreichen Gespräche über der Kaffeetasse sinngemäß und beiläufig gesagt, ich meine, es sei unter dem Eindruck eines bundesdeutschen Wahlkampfes geschehen, dass sich Konservative nicht ohne Scham- und Rücksichtslosigkeit im Interesse von Machtgewinn und Machterhalt möglicherweise stärker disziplinierten und weiter gingen als ihre Konkurrenten, und interne Streitigkeiten in ihren Reihen und auch politische Inhalte bei ihnen erst einmal zurückzutreten hätten: der Wille zur Macht als drängendster oder gar einziger Trieb für politische Beteiligung, dem sich alles Übrige unterzuordnen hätte. Das bleibt ein anregender Gedankenanstoß, und er gewinnt mit Blick auf unser östliches Nachbarland und weitere in dieser Himmelsrichtung liegende Staaten beängstigende Aktualität. Dennoch zeigt mir einigermaßen langjährige politische Erfahrung, obgleich in einem so winzigen Gemeinwesen wie dem Kanton Basel-Stadt, dass Machtgier ein Zug ist, der einerseits gelegentlich auch anderen politischen Kräften eigen sein könnte, und andererseits sich jedenfalls in demokratischen Verhältnissen selten in gefährlicher Reinheit demonstriert. Der einhegende Rahmen und die Gegenkräfte sind im Allgemeinen zu stark.

Aber im Falle der späten Republik ist die Frage doch erlaubt, ob die Funktion des SCU wirklich die Rettung des Staates, also die *salus rei publicae* war, und damit des höchsten Rechtsgutes, wie dessen

Befürworter vertreten, oder es nicht doch eher um die Behauptung der Macht von Senat und Optimaten, mithin der bewahrenden Kräfte ging. Natürlich ist die Frage nicht zu entscheiden, die Alternative problematisch. Immerhin verkörperte keine Institution so sehr wie der Senat die Mitte der Verfassung, die lenkende und moderierende Instanz, die in Krisenfällen wie keine andere geradezu aufgerufen war, das Staatsschiff in Stürmen sicher durch Untiefen und um Klippen steuern, um die traditionelle Ordnung und damit auch Machtlagerung zu schützen. Bemerkenswert ist in diesem Kontext hingegen, dass – jedenfalls bei den frühen Anwendungsfällen des SCU etwa gegen Gaius Gracchus, Appuleius Saturninus oder Aemilius Lepidus – die Machtfrage meistens eigentlich schon vorgängig entschieden war. Die *seditioni* wie eben Gaius Gracchus, Saturninus oder Lepidus hatten keine Chance, sich im Kampf gegen den von den Optimaten dominierten Senat zu behaupten oder gar durchzusetzen. Sie hatten sich politisch ins Abseits manövriert. Das SCU bekam so gesehen buchstäblich und übertragen den Charakter eines Exekutionswerkzeugs, das dann auch mit zum Teil gnadenloser Brutalität angewandt wurde.

Fatal war auf die lange Frist allerdings, dass der Senat dennoch zunehmend in die Rolle einer Parteiung geriet und seine ausgleichende Aufgabe immer weniger wahrzunehmen in der Lage war. In der allerletzten Phase der Republik wurde das SCU dann zu einem Instrument, das jede (Bürgerkriegs)Seite nutzte, um der eigenen Sache in grausamen Machtkämpfen einen Hauch Legitimität zu verleihen; von großem Gewicht war das aber kaum mehr. Das Instrument entwertete sich mit dem Bedeutungsverlust seines Trägers.

Die Folgen der Entwicklung und des Einsatzes des SCU waren also womöglich nicht durchgängig diejenigen, die sich dessen Anwender erhofft hatten. Das ist denn auch das zweite Stichwort:

– *Folgen oder Wirkungen* –

Zuerst eine Seitenbemerkung dazu, bar jeglichen spätrepublikanischen Kontextes: Ich bin mir bis heute nicht sicher, wie Du, lieber Jürgen, zur wirkungsorientierten Verwaltungsführung (WoV), also der eidgenössischen Variante des New Public Management (NPM), stehst, die ja das Resultat staatlichen Handelns auf allen Ebenen in den Vordergrund rückt, was ich aber

weiß, ist, dass Du Dich der Sache mit unverdrossenem, manchmal freilich grimmigem Mut und Engagement angenommen hast, als sie denn an der hiesigen Uni eingeführt wurde. Tatsache ist fürderhin, dass Dir das von Dir anfangs prägend mitverantwortete Programm *Mensch – Gesellschaft – Umwelt (MGU)* deutlich mehr Freude machte. Positive Resultate effizient, sach- und möglichst termingerecht – also qualitativ, aber firlefanzfrei – zu erreichen, war Dir stets ein Anliegen – ob in der Uniselbstverwaltung oder – wichtiger – in Forschungs- oder Qualifikationsprojekten. Deren Ziele wurden mit Deiner stets wohlwollenden Unterstützung dann auch meistens erreicht.

Wenden wir unseren Blick wieder ins letzte Jahrhundert der römischen Republik, so sehen wir, dass das brutale Vorgehen der führenden Instanzen sich kurzfristig und vielleicht auch oberflächlich betrachtet bei den frühen Notstandsbeschlüssen aus der Optik von Senat und Magistraten wohl gelohnt hat. Die Aufrührer waren eliminiert oder ruhiggestellt, die Lage wieder bereinigt, die Macht des Senats unbestritten, die republikanischen Institutionen funktionierten – bis zum nächsten Mal. Es ist gewiss zuzugestehen, dass das SCU auch nie anders gedacht war, denn zur ad hoc Bewältigung einer krisenhaften, aus dem Ruder geratenen Lage. Die einfache Rechnung freilich, wonach dieser gravierende Beschluss während der letzten achtzig Jahre der Republik (121–41 v. Chr.) 17mal gefasst wurde, also etwa alle 4,7 Jahre, macht deutlich, dass seine Kapazität, schwerwiegende Probleme zu lösen, beschränkt war. Er ist vielmehr Zeichen und Auswuchs der Brutalisierung der Politik in der römischen Republik in der Endphase ihrer Existenz. Immerhin hat seine Einführung die systematische Gewalt in das institutionelle Gefüge und in die Innenpolitik einzubauen, mithin, wenngleich nur für äußerste Lagen, zu rechtfertigen versucht und damit einiges zu jenem Eskalationsprozess beigetragen, der die politischen Kontrahenten zu immer größeren, mächtigeren, durchschlagenderen, grausameren Keulen greifen ließ, um sich durchzusetzen. Das SCU war folglich ein Medikament mit ambivalenter Wirkung: einerseits unmittelbar nach Einsatz ggf. ein Erstarken des Senats und der von ihm verkörperten Ordnung, andererseits im weiteren zeitlichen Horizont eine Unterhöhlung des Vertrauens in die Integrationskraft des Systems und seine Fähigkeit, die jeweils eigenen Anliegen

der verschiedenen sozialen und politischen Anspruchsgruppen aufzunehmen und sie im Rahmen der herkömmlichen Verfassung einer befriedigenden Balance untereinander zuzuführen, also: Kompromisse zu schließen. Nur in Klammern: Kompromisse hast Du, Jürgen, einst über der erneut gefüllten ominösen Kaffeetasse als Instrument bezeichnet, das demokratische Parteien beherrschen müssten, damit das System als Ganzes funktionieren könne – auch in dieser Beziehung habe ich von Dir natürlich gelernt.

Um solche möglich zu machen, bedarf es der – im Idealfall vertrauensvollen – Kommunikation.

Dieses ist denn auch das nächste und – ich versichere Sie – für diesen Beitrag letzte Stichwort:

– *Kommunikation* –

Es ist evident und trivial, dass die Kommunikation zwischen den politischen Gruppierungen im Falle einer gewaltsamen Auseinandersetzung nicht nur gestört, sondern weitgehend zusammengebrochen ist: Gewalt als äußerste Form der Kommunikation, als die Schwelle zur Nichtkommunikation durch Eliminierung eines, seines Gegners. Man versteht sich nicht mehr oder will sich nicht mehr verstehen. Das reicht in unserem Beispiel von relativ elementaren Dingen wie dem Griff an den Kopf des Tiberius Gracchus, der vom einen als Hilferuf gemeint, von den anderen als Streben nach der Königskrone aufgefasst wurde, über diverse Ultimaten, etwa desjenigen des Consuls Opimius gegen Gaius Gracchus, nicht eingehaltene Versprechungen wie die nicht durchgesetzte Zusicherung der vorläufigen Schonung der in einem Gebäude umzingelten Anhänger des Appuleius Saturninus bis zu grundlegenden Differenzen über den Staat und wer darin auf welchem Weg etwas zu sagen haben soll. Interessant ist der unter anderem von Kurt Raaflaub detailliert untersuchte Fall der Auseinandersetzung zwischen Caesar und seinen Gegnern im Vorfeld des Bürgerkriegs von 49 v. Chr. Hier wurde kommuniziert, wurden Botschaften ausgetauscht, intensiv sogar, Vermittler wie Cicero versuchten aktiv zu werden. Dennoch kam es zum Bürgerkrieg hauptsächlich deswegen, weil kein allseits akzeptabler Kompromiss gefunden wurde, und beide Seiten in der gegebenen Konstellation bereit waren, ein hohes Risiko einzugehen, um den Gegner zu vernichten bzw. um es etwas milder zu sagen: ihm den

eigenen Willen, kompromisslos eben, aufzuzwingen. Überhaupt bestand die Neigung – besonders auf optimatischer Seite – die sog. Staatsfeinde zu dehumanisieren; sie müssten aus der Bürgerschaft entfernt werden. So sagte etwa Cicero in der zweiten catilinarischen Rede ausdrücklich, die Anhänger Catilinas, die üble Bande, gehöre fortgeschnitten. Von einem, freilich schwierig zu bestimmenden, Zeitpunkt an verschwindet die Bereitschaft, sich auf das Gespräch einzulassen und sich gegenseitig zuzuhören; man lässt wie im Beispiel der späten römischen Republik lieber die Waffen sprechen. Es kann also gefährlich werden, wenn Kommunikation nicht mehr möglich ist. Vergleiche des SCU mit aktuellen Notstandsmaßnahmen überlasse ich im Weiteren sehr gerne Ihnen, geschätztes Publikum.

Ich für meinen Teil bin sehr froh und glücklich darüber, dass am seinerzeitigen Seminar für Alte Geschichte am Heuberg 12 das pure Gegenteil Realität war. Neben Kaffeetassen kamen gerade im Sommer auch Wasserflaschen zum Einsatz, und bei gar nicht so seltenen besonderen Anlässen adäquat gefüllte Weingläser, die vor dem mit Holz aus Ungernschem Bestand genährten und Korken ähnlicher Herkunft angefeuerten Kaminfeuer genüsslich geleert wurden. Für die Anregungen, Ideen, Hinweise, Erkenntnisse, Hilfen, die ich bei diesen und zahlreichen anderen Gelegenheiten bekommen habe, bleibe ich stets dankbar und Dir zeitlebens verbunden.

Notstand und Beständigkeit

Notstand herrschte nicht wirklich, als Jürgen von Ungern-Sternberg 1978 nach Basel kam. Dennoch gab es nach den zwei Zwischenspielen von Christian Meier in der Alten Geschichte ein Interregnum, das Jürgen erfolgreich beendete und dem Fach durch seine langfristige Tätigkeit Stabilität und hohes Ansehen verlieh. Da Christian Meier in Basel seinen Assistenten Hansjörg Reinau hinterlassen hatte, waren zu Beginn bereits zwei Themen gesetzt, die auch den neuen Lehrstuhlinhaber interessierten: die Krise der späten römischen Republik und die athenische Demokratie bzw. die Entstehung des politischen Denkens in Griechenland. Jürgen konnte in einem neuen Umfeld weiterverfolgen, was er in München, Berlin und Nürnberg bei Robert Werner begonnen hatte. Aus Deutschland brachte er einen Erfahrungshorizont mit, der von Umbrüchen begleitet war und sich mit der Problematik von Notstandsverordnungen auseinandersetzte, die auch seine Dissertation zum *Senatus consultum ultimum* mitgeprägt hatte. Auch von seiner familiären Abstammung aus dem Baltikum war Jürgen mit Fragen von politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen befasst, die sich in der beschaulichen Schweiz und im noch beschaulicheren Seminar am Heuberg 12 in einem neuen Licht bzw. grellen Kontrast präsentierten.

Fast dreissig Jahre später, nämlich 2007, hielt Jürgen dann auch seine Abschiedsvorlesung über die athenische Demokratie im thematischen Spannungsfeld von politischer Freiheit und Knechtung. Der Vortrag bot – wie alle anderen von ihm behandelten Themen – Anschauungsunterricht über das Funktionieren von Gesellschaften, über Grundprobleme von politischer Organisation und Legitimität. Das war in den Jahren davor schon bei seinen Studien über die römische Republik der Fall gewesen, denn diese stellten grundlegende Fragen zur Beständigkeit von Ordnungen und Gesellschaften, aber auch zu ihrem Niedergang. Jürgen wies mit Alexander Demandt gerne darauf hin, dass für den Untergang des Römischen Reiches insgesamt schon gut 250 Gründe aufgeführt worden sind. Er selbst wandte sich aber lieber

dem Untergang der Republik zu, zu dem es vergleichsweise wenige Deutungen gab. Nachdem Machiavelli, Montesquieu und Droysen auf den Widerspruch zwischen gemeindestaatlicher Organisation und Weltreich aufmerksam gemacht hatten, verwies Christian Meier später auf das Fehlen einer Alternative zur republikanischen Ordnung. Im Anschluss daran brachte Jürgen den Aspekt der Konkurrenzlosigkeit der römischen Herrschaft im Mittelmeerraum ins Spiel, welche der Führungselite zu Hause die Augen vor sozialen Problemen verschloss. Als entscheidend erwies sich aus seiner Sicht der Legitimitätsverlust, den die senatorische Elite nach langer Herrschaft erlitten hatte, da ein Konsens zur Lösung anstehender Probleme fehlte.

Doch auch die voraufgehende Stabilität der Republik interessierte und wurde von Jürgen zu einem guten Teil im Ständeausgleich verortet, der nach einer frühen Phase der Auseinandersetzungen zwischen Patriziern und Plebejern erreicht worden war. Die einst revolutionäre Sonderorganisation der Plebejer mit ihren eigenen Beamten in Form von Volkstribunen wurde vollständig in die politische Organisation des Gesamtstaates integriert. Das Ende der Ständekämpfe als Epochengrenze erwies sich in Jürgens Forschungen allerdings als modernes Konstrukt, bei dem auch das Nachleben der frühen Auseinandersetzungen unterschätzt worden war. Diese Ergebnisse ergänzte Jürgen in einem nächsten, überaus innovativen Schritt durch Forschungen zur Kultur der mündlichen Überlieferung, mit denen die frühe römische Geschichte und damit auch die Republik in neuem Licht erschienen. Bekanntlich prägten die grundlegenden Fragen zur späten Republik auch seine ersten Doktoranden, die sich zeitbedingt in den damals aktuellen Strömungen der Verfassungs- und Sozialgeschichte bewegten; dabei ging es weniger um die Formen der römischen Verfassung als um die Verfassungswirklichkeit, gerade auch unter Einbezug der unteren Gesellschaftsschichten und des Klientelwesens.

Jürgen konnte in Basel solche Fragen zudem mit den französischen Nachbarn diskutieren und zugleich die unterschiedlichen Forschungstraditionen zwischen Deutschland und Frankreich ergründen. Die Kontakte und Debatten zwischen französischen und deutschen Wissenschaftlern im Vorfeld des

ersten Weltkriegs wurden für ihn generell zu einem Arbeitsfeld, das weit über die Althistorie hinausreichte. Die Umstände in Basel hatten aber auch ergeben, dass sich der Blick in den 80er Jahren neu auf die Frauen- und Geschlechtergeschichte richtete und weitere Studierende und Promovierende in den Bann zogen. Im Hause von Roten am Heuberg kam es zu direkten Begegnungen mit einer Protagonistin der Frauenbewegung und mit dem Wohlwollen des Seminarvorstehers konnte sich auch der neu entstehende Verein *Frauenstadtrundgang* in einem Raum der Alten Geschichte einquartieren. Dadurch ist es gelungen, auch diesem Unternehmen langfristige Beständigkeit zu verleihen. Als ein gebührender Dank dereinst ausgefallen war, meinte Jürgen nur lakonisch, dass ein solcher nach über 3000 Jahren Patriarchat auch gar nicht zu erwarten gewesen wäre.

Wiederum eine Notsituation war es, die dann die Umweltgeschichte in den Fokus rückte, nämlich der Brand von Schweizerhalle 1986, dessen Tragweite verschiedene Reaktionen seitens der Politik und der Universität hervorriefen. Jürgen stellte sich als Präsident der Regenzkommission des neu entwickelten Programms Mensch-Gesellschaft-Umwelt zur Verfügung, das dann auch meine eigene Lehrtätigkeit im Rahmen der Umweltgeschichte ermöglichte. Besonders erfreulich ist, dass gerade in diesem Bereich in Basel erneut Beständigkeit, im Fachjargon Nachhaltigkeit, festzustellen ist, auch wenn diese seit anderthalb Jahren ironischerweise von einem offiziellen Notstand begleitet wird, nämlich dem Klimanotstand, wie ihn das Basler Parlament am 20.2.2019 ausgerufen hat. Unabhängig davon ist es Sabine Hübner als Jürgens Nach-Nachfolgerin jedenfalls seit geraumer Zeit gelungen, das Umwelt- und Klimaprogramm auf eine ganz neue, interdisziplinäre Ebene zu heben und damit internationales Ansehen hervorzurufen. Im Zusammenhang mit dem exemplarisch erforschten ägyptischen Raum sind auch die Papyri als Quellen in ein ganz neues Licht gerückt, während sie bekanntlich zuvor – zum Leidwesen von Jürgen – in Basel lange Zeit eher ein Mauerblümchendasein gefristet hatten.

Bereits ein kurzer inhaltlicher Rückblick macht klar, dass Jürgen seinen Doktoranden und Habilitanden stets Freiräume gelassen hat, sich in neue Richtungen zu entwickeln, und er wohlwollendes

Vertrauen in innovative Forschungsansätze steckte. Was er nicht selbst abdeckte, hat er Fachkolleginnen und -kollegen überlassen, so den Bereich des Hellenismus Ursula Hackl, die Spätantike Joachim Szidat und Stefan Rebenich. Dennoch blieb Jürgen stets universalhistorisch interessiert und als Historiker v.a. auch Zeitgenosse, der seinen eigenen Standort in der Geschichte einbezieht. Von da aus ergibt sich das ungebrochene Interesse am republikanischen Staatswesen, das gerade heute immer wieder mit Erschütterungen bis hin zu Corona-Notstandsverordnungen konfrontiert ist. Hier ist ein direkter Vergleich mit der römischen Republik und deren Notstandsrecht freilich schwierig. Dennoch könnten die römischen *feriae* als in der Krise verordneter Geschäftsstillstand und die entsprechende *clausura* von Geschäftsläden durchaus Parallelen zu heutigen Lockdowns bieten. Unabhängig davon haben zeit- und kulturübergreifende Vergleiche immer wieder den Reiz von Jürgens historischen Betrachtungen ausgemacht. Eine Konstante in seiner historischen Arbeit besteht darin, der Geschichte Sinn zu verleihen, sie zu deuten und zu erklären. Dabei geben seine scharfen Analysen stets interessante Aufschlüsse zu allen möglichen gesellschaftlichen und politischen Konstellationen – und deshalb sind wohl wir auch Schüler von ihm geworden.

Rückblickend zeigt sich jedenfalls, dass die von Jürgen behandelten Grundthemen aktuell geblieben sind und auch in einem veränderten Umfeld ihre Relevanz bewahrt haben. In diesem Sinne bin ich auf meinem eigenen Weg jüngst selber wieder zur römischen Republik zurückgekehrt. Diese Rückkehr erfolgte nach längeren Umwegen über Griechenland bzw. Sparta, mit dem ich mich einst als Habilitand quasi zu verselbständigen versucht hatte. Dies war schon insofern ein hoffnungsloses Unterfangen, als das spartanische Ephorat inhaltlich unweigerlich Anknüpfungspunkte an das römische Volkstribunat bot. Der entsprechende staatstheoretische Vergleich führte letztlich auf Montesquieu zurück und konnte auch die von Jürgen prinzipiell aufgeworfenen Fragen von politischer Stabilität und Legitimität nicht umgehen.

Seit den frühen Basler Arbeiten zur Republik haben sich die Forschungen freilich in vieler Hinsicht weiterentwickelt. Von der Verfassungs- und Sozialgeschichte führten sie in den Bereich der

politischen Rituale und der symbolischen Herrschaftssicherung. Dabei sind durchaus auch einige Grundannahmen zur römischen Republik erschüttert worden. Die römische Volksversammlung wurde als demokratisches Entscheidungsorgan in Frage gestellt und zum „Konsensorgan“ degradiert (E. Flaig). Die Unterscheidung von Popularen und Optimaten als konkurrierende Gruppierungen ist beinahe bis zur Unkenntlichkeit aufgelöst und durch komplexe Analysen rituell-performativer Dimensionen ersetzt worden. Dennoch hat Benjamin Straumann (*Crisis and Constitutionalism*) – sozusagen als Basler Ableger – jüngst gezeigt, dass gerade in der Krise der späten Republik das Konzept für eine eigentliche Verfassung entwickelt wurde und als solches bis weit in die Neuzeit Wirkung erzielte. Dabei wird wiederum speziell auf die spätrepublikanischen Notstandssituationen rekurriert, die als Katalysator für das verstärkte und folgenreiche Verfassungsdenken wirksam waren.

Somit ist die römische Republik nach wie vor ein Faszinosum geblieben, das Faktoren von Krise und Beständigkeit enthält und sowohl als Vorbild als auch als Warnung dienen kann. Im Ungernschen Sinne ist es eben ein ideales Anschauungsobjekt für eine Bürgerschaft, die sich selbst organisiert und stabilisiert, aber auch Gegenkräften ausgesetzt ist und letztlich doch Gefahr läuft, von einem autoritären Regime abgelöst zu werden. Mit der methodischen Präzision der Alten Geschichte ist es Jürgen immer wieder gelungen, erfolgreich Ausflüge in die neuere Geschichte zu machen und langfristige Bezüge zu ergründen. Der analytische Umgang mit Ausnahmesituationen, wie ihn Jürgen vorgegeben hat, möge daher auch in Zukunft zur kritischen Deutung der eigenen Gegenwart führen und damit zur weiteren Beständigkeit der Alten Geschichte – auch als Fach – beitragen. Dem Jubilar sei an dieser Stelle jedenfalls für seine Verdienste gedankt und notstandsbedingt zum nunmehr bereits 81einhalbsten Geburtstag gratuliert.

Erntehelferinnen in der römischen Republik und am Heuberg

Lieber Jürgen, liebe Gäste

Mein Erntebericht beginnt im frühen dritten Jahrhundert vor Christus, mit Curius Dentatus auf seinem Feld.

Der Volkstribun hat sich erfolgreich durchgesetzt gegen Appius Claudius Caecus: Auch Plebeier können fortan Konsuln werden. Selber Konsul, siegt er dann über Samniten und Sabiner, kostet als Verlierer Pyrrhus zu viel und nimmt vom eroberten Land nicht mehr als die 7 Jugera, die jedem Bürger zur Verfügung standen. Dieses Land bebaut er selber als einfacher Landmann. Dabei hilft ihm seine Gattin und schenkt ihm kräftige Kinder, er ist ein typischer Held der römischen Republik.

Bis hierhin könnte ich mit Fug sagen, dass unser Jubilar sehr viel gemeinsam hat mit Curius Dentatus: Als besonderer Kenner des Volkstribunats sind Deine Verdienste für die römische Republik zwar mehr wissenschaftlicher Art, auch ist Dein Landsitz mehr ein Tusculanum (– wohl schon viele der Anwesenden waren bei Euch eingeladen zu schönen, interessanten Gesprächen -) , aber auch Du hast wohlgelungene Kinder und Enkel – aber keine struppige Gattin.

Die Entdeckung, dass Curius Dentatus' Gattin besonders struppig war, ist der einzige wissenschaftliche Beitrag von mir an die Vorlesungen des Jubilars – und bis heute blieb er anonym.

Ich nutze die feierliche Gelegenheit, um endlich mein Urheberrecht geltend zu machen und werde erklären, wie Jürgen mich zumindest indirekt zu dieser aus frauengeschichtlicher Perspektive wichtigen Erkenntnis geführt hat.

In meiner schriftlichen Lizentiatsprüfung in Latein musste ich ein paar Zeilen Martial übersetzen. Der Dichter greift einen Kritiker an: er sei nicht aus gutem altrömischem Holz geschnitzt,

*Cum sis nec rigida Fabiorum gente creatus
Nec qualem Curio, dum prandia portat aranti,
Hirsuta peperit rubicunda sub ilice coniunx.
(Martial 6.64)*

Ich übersetze «nicht aus der strengen Familie der Fabier», soweit so gut.

Aha, Curius, wohl der Curius Dentatus, den ich aus den Vorlesungen in Alter Geschichte kenne, so ein kerniger Junker, wie Cincinnatus.

„*dum prandia portat aranti ... coniunx*“ – ich verstehe: wie Augustus sich von Livia die Gewänder weben lässt, lässt Curius sich von der Gattin das Mittagessen aufs Feld bringen. „*coniunx ... peperit*“ – Sensibilisiert von Jürgens Blick auf Genderthemen in der alten Geschichte registriere ich, mit welcher chauvinistischen Selbstverständlichkeit hier eine hochschwangere Frau arbeiten muss, sie bringt vor Ort „*sub ilice*“, unter eine Eiche, ein Kind zur Welt.

Die Gattin ist „*rubicunda*“, gebräunt, also nicht mit der edlen Blässe der Städterin. Martial, der urbane Spötter, dachte ich, setzt vielleicht noch einen drauf und übersetze fröhlich „die gebräunte, struppige Gattin“.

An dieser Stelle schulde ich es den Manen von Professor Delz zu betonen, dass ich an sich sehr wohl weiss, dass alle Bäume im Lateinischen feminin sind, mehr noch dank ihm, dem grossen Naturfreund, auch, dass „*illex*“ damals Steineichen bezeichnete und ungefähr wie so eine aussehen kann, nämlich buschig, struppig. Auch hätte ich merken können, dass metrisch *hirsuta* lang ist, also schwerlich mit *coniunx* verbindbar.

Aber in der Examenssituation war der Einfluss von Jürgens Unterricht stärker und ich fokussierte mehr auf das ironisierte Idealbild einer Matrone der mittleren Republik:

So wie Appius Claudius Caecus bei Cicero einen struppigen Bart hat im Gegensatz zu Clodius' Stutzer-Bärtchen, so wurde vor meinem inneren Auge die Gebräunte auch struppig.

Jürgen, als Experte der Lateinprüfung, hat diese interessante *lectio difficilior* amüsiert aufgegriffen und an spätere Generationen von Studentinnen und Studenten ironisch weitergegeben.

In meinen eigenen Seminaren zur antiken Frauengeschichte am UCL, fünf Jahre später, habe ich versäumt, dies zu tun. Nur dank

Jürgen, der mir lange nach der Doktorprüfung erzählt hat, dass er meine neue Interpretation des Martial aufgegriffen hatte, ist diese meine Perle uns erhalten geblieben.

Aber was rede ich von meinen bescheidenen Verdiensten um die Bereicherung von Jürgens Vorlesungen, ist nicht mein Auftrag vielmehr, dankbar exemplarisch zu zeigen, was ich ihm verdanke:

Fast ganz am Anfang meines Studiums durfte ich an der legendären Sizilienexkursion der Althistoriker und Archäologen teilnehmen.

Zum ersten Mal in meinem Leben südlich der Alpen konnte ich mit dem Jubilar das Forum besichtigen. Noch heute erinnere ich mich, wie er gezeigt hat, welche spannende politische Aussage hinter dem Ausrichtungswinkel eines Gebäudes stecken kann: Beim Wiederaufbau nach einem Brand drehte Julius Caesar das Senatsgebäude etwas weg vom *Comitium* und somit in eine Linie mit seinem neuen Forum; die *Curia* wird Teil des ersten der Kaiserforen.

Genau das habe ich letzte Woche eine Gruppe meiner Maturandinnen gezeigt!

In meinem Latein- und Griechischunterricht fließt immer so oft wie möglich Althistorisches ein, genauso wie bei Jürgens Lehr- und Forschungstätigkeit die Originalquellen, insofern es Texte waren, philologisch genau analysiert werden. Er hat mich ja als Doktorandin angenommen, obwohl ich nicht allgemeine Geschichte studiert hatte, sondern griechische und lateinische Philologie, weil er meinen Sprach- und Quellenkenntnissen vertraut hat. Auf dieser Ebene habe ich ihn hoffentlich nicht enttäuscht, auch wenn mittelfristig beruflich aus mir keine Historikerin geworden ist, sondern ich als Gymnasiallehrerin für Latein, Griechisch und Informatik mich heute als kulturwissenschaftlichen Hansdampf mit Schwerpunkt Antike verstehe.

In Sizilien angekommen (– die Neapelgeschichte lasse ich hier aus –) hatte ich am Vormittag meine Führung zum Theater und den berühmten Latomien von Syrakus gemacht und wir fuhren gegen Abend aus der Stadt nach Norden zu den hochkomplexen Befestigungsanlagen der Epipolai und dem Kastell Euryalos.

Jürgen wollte begeistert unermüdlich mit uns die Mauerüberreste erkunden, aber angestiftet durch Rädelsführer Hansjörg Reinau hatten wir uns alle auf eine Mauer gesetzt und bewunderten

einen herrlichen Sonnenuntergang. Heute verstehe ich den Zorn von Jürgen, der uns klar zu verstehen gab, dass er enttäuscht war von unserem Mangel an Stamina, musste ich mich ja als Mutter, Dozentin und Lehrerin auch immer wieder damit abfinden, dass ich länger in einem Museum, einer Ausgrabung, vor einer Inschrift verweilen wollte als meine Begleitungen.

Aber vielleicht habe ich halt heute mehr Altersgelassenheit als es der Jubilar damals hatte: als meine Schülerinnen letzte Woche schon nach einem intensiven halben Tag auf dem Forum mit mir nicht mehr die Energie hatten für den Palatin, habe ich das akzeptiert – wir gingen einfach am nächsten Tag nochmals! Wie gerne ginge ich heute mit Jürgen wieder nach Syrakus!

Ich habe von Jürgen nicht nur Fachliches gelernt, er hat mich auch als Dozentin und Lehrerin massgeblich geprägt: Seine quellennahen Zugänge, seine klare Methodologie, seine relevanten Fragestellungen und sein spürbar leidenschaftliches Interesse sowohl an der Materie selber wie auch an ihrer Erörterung, Verortung und Vermittlung bleiben mir bis heute Vorbild.

Was uns auch verbindet, ist die Herkunft aus Pfarrersfamilien. Wir sind uns von Kindheit gewohnt, bei allen Wissensinhalten nach ihrem „Sitz im Leben“ zu fragen, dem „*quid ad nos*“.

Bei Jürgen ist Forschen nie nur antiquarisches Sammeln; er ist ein zutiefst politisches Lebewesen und die Auseinandersetzung mit der Antike bleibt nie Selbstzweck.

Ihn interessierte auch wissenschaftsgeschichtlich und kulturpolitisch, wie antike Vergleiche verwendet werden. Ich erinnere mich an einen Besuch im Seminar im Mai 1982, wo Jürgen uns spontan einen Artikel im Spiegel zum Lesen und Diskutieren vorlegte: Unter dem Titel „Nicht Hobbes, nur Kappes“ in dem Rudolf Augstein sich über den Falkland-Enthusiasten und „FAZ“-Polemiker Karl Heinz Bohrer lustig macht, der Westdeutschland vorwirft, wie Karthago Söldner zu brauchen statt selber zu kämpfen.

Jürgen hat dieses sehr persönliche Betrachten der Antike zur Basis einer wissenschaftlichen und wissenschaftshistorischen Forschung gemacht. Er hatte auch den Ehrgeiz, seine eigenen Publikationen als möglichst lange gültig zu schreiben: Er hat mir einmal erzählt, dass er Sonderdrucke an einen australischen Kollegen bewusst mit der langsamen Landpost geschickt habe:

Wenn sie wenige Wochen später überholt sein sollten, hätte er sie nie schreiben brauchen, meinte er trocken.

Vom Jubilar habe ich diese persönliche Art der Betrachtung der Antike übernommen, die Auseinandersetzung mit der Antike aus dem Blickwinkel der Gegenwart und umgekehrt die Deutung der Gegenwart durch die Linse der Antike. Er hat mich klar auch politisiert und inspiriert, mich sowohl als Forschungsgegenstand als auch persönlich mit der Rolle von Frauen in Politik und Gesellschaft zu befassen und dies hat immer wieder Niederschlag gefunden in meiner beruflichen Tätigkeit – von einem Aufsatz zur Rolle von Frauen rund um das römische Heer bis hin zur Betreuung einer Maturaarbeit zum Spannungsfeld zwischen allgemeiner Wehrpflicht und Gleichberechtigung in der Schweiz, die mir vorgestern abgegeben wurde.

Bei mir wurden aus diesen Betrachtungen nur wenige Publikationen, aber dafür habe ich einen eigenen Instagram Hashtag, #thisonetimeinantiquity, den mir meine Kinder verpasst haben: Anscheinend fände ich zu fast jedem Thema eine Parallele oder einen Vergleichspunkt mit der Antike. Eine Zeitlang spielten wir sogar ein Spiel: Sie gaben mir ein Stichwort und ich musste einen interessanten Bogen dazu schlagen in die Antike. Ich bin sicher, Jürgen wäre sehr gut in diesem Spiel!

Vielleicht sollte ich meinen Hashtag umbenennen zu #thankyouJurgenvonUngernSternbergfortheinspiration – aber das wäre viel zu lang und der Geehrte verwendet wohl höchstwahrscheinlich selber kein Instagram!

Als eine junge Studentin kurz vor ihrem 20. sich getraut hat Ihrem bewunderten Professor mit ein paar Blumen zu seinem 40. Geburtstag zu gratulieren, ahnte sie nicht, dass sie vierzig Jahre Gelegenheit haben würde, dies im Rahmen eines Festkolloquiums für Ihren Doktorvater zu wiederholen: Es ist mir eine besondere Freude, nun doch noch offiziell, Dir, lieber Jürgen, *octavo lustro functo*, gratulieren zu dürfen.

Aus der Notlösung fürs zweite Nebenfach (– Indogermanistik wurde in Basel nicht mehr angeboten –) wurde eine Dissertation und, viel wichtiger, eine prägende Begegnung und langjährige Verbundenheit, ja Freundschaft nicht nur mit Dir sondern auch mit Sigrid, Deiner keineswegs struppigen Gattin, für die ich Euch von Herzen danke.

Κακὸν γυναῖκες – oder: von der Umkehrung eines griechischen Topos

Als Ausgangspunkt meines „Ernteberichts“ wähle ich eine Miszelle, die Jürgen VON UNGERN-STERNBERG Mitte der 1980er Jahre zusammen mit dem Philologen Michael ERLER verfasste; sie erschien 1987 im *Museum Helveticum*.¹ Der dichte Text von drei Seiten ist verbunden mit der Fondation Hardt: Jürgen gehört zu den ganz wenigen Schweizer Professoren, die die Gelegenheit zu einem Studienaufenthalt im schönen Landhaus der Fondation Hardt in Vandœuvres nutzten.² Ich selbst verdanke ihm, dass ich die Fondation Hardt entdecken konnte – er hatte im September 1996 einen weiteren Studienaufenthalt vorgesehen, den er nicht wahrnehmen konnte, und bot mir an, an seiner Stelle nach Vandœuvres zu fahren. Mitte der 1980er Jahre hielt sich Jürgen aber tatsächlich in der „Chandoleine“ auf und traf dort Michael ERLER, den späteren Professor für Gräzistik in Würzburg. Aus einem Gespräch – vielleicht beim obligaten „five o'clock tea“ auf der Terrasse oder am Rande eines Ping-Pong-Spiels im Garten – entstand der kurze Text, den die beiden unter dem Titel „Κακὸν γυναῖκες. Griechisches zu der Rede des Metellus Macedonicus ‚*de prole augenda*‘“ veröffentlichten. Ich möchte Ihnen einige Aspekte meiner reichen Ernte aus der Tätigkeit von Jürgen vor Augen führen, um zu zeigen, wie der griechische Topos der „Frauen als Übel“ sich in sein Gegenteil verkehrte: Ἀγαθὸν γυναῖκες wäre der angemessene Titel meines Berichts.

Worum geht es in der Miszelle? Die beiden Autoren bemerken einleitend: „In der rasch anwachsenden Literatur zu den ‚Frauen im alten Rom‘ wird die genuin römische Einstellung der Männer zur Institution der Ehe regelmässig mit den Worten des Zensors Q.

¹ ERLER/UNGERN-STERNBERG 1987.

² Vgl. den reich illustrierten Band GEX 2016; Nicolas GEX wird seine Dissertation, die er 2020 an der Universität Lausanne unter dem Titel *Au coeur de la recomposition du champ des études classiques : Kurd von Hardt et la Fondation Hardt pour l'étude de l'Antiquité classique (1948-1958)* verteidigte, in der Reihe "Antike nach der Antike" im Schwabe Verlag publizieren (vorgesehenes Erscheinungsjahr 2022).

Caecilius Metellus Macedonicus aus dem Jahr 131 v.Chr. belegt“. Sie zitieren im lateinischen Originaltext das Redefragment aus den *Noctes Atticae* von Aulus Gellius; kurz paraphrasiert lässt es sich folgendermassen wiedergeben: Metellus richtet sich an seine Mitbürger, die Quiriten, um festzustellen, alle seien sich einig, dass ein Leben ohne Ehefrauen angenehmer wäre, aber die Natur sei nun einmal so eingerichtet, dass eine Gattin zwar unangenehm, ein Leben ohne sie aber nicht möglich sei, und deshalb müssten alle die Ehe im Sinne des Allgemeinwohls auf sich nehmen. ERLER und UNGERN-STERBERG weisen in ihrem höchst gelehrten Text (lateinische und griechische Zitate sind selbstverständlich nicht übersetzt und auf drei Halbseiten Text kommen 17 ausführliche Fussnoten...) überzeugend nach, dass es sich bei dieser Aussage um einen Topos handelt, den sie bis zu Hesiod, Aristophanes und dem obskuren Autoren Susarion zurückverfolgen; das entscheidende Ergebnis ihrer Überlegungen aber ist das Postulat, Metellus habe sein Argument nicht durch ein direktes literarisches Vorbild, sondern aus den im Rhetorikunterricht vermittelten Redefiguren übernommen. Den Abschluss der Miscelle bildet ein Zitat von Eugen TÄUBLER, der feststellte, griechische *paideia* hätte den Römern gelehrt, "programmatisch und konstruktiv zu denken".

Mit etwas böswilliger dekonstruktivistischer Umformulierung liesse sich daraus schliessen, die Autoren würden die Feststellung des Metellus, Ehefrauen seien ein bedauerlicherweise unverzichtbares Übel, als „programmatisch und konstruktiv“ bezeichnen... Doch darum ging es Jürgen keineswegs, im Gegenteil: Er hat seit Beginn der 1980er Jahre am Seminar für Alte Geschichte eine Saat in die Erde gebracht, deren Ernte meine Forschungsinteressen weitgehend prägte. Jürgen von Ungern-Sternberg hat lange vor seinen Kolleginnen und Kollegen im Historischen Seminar am Hirschgässlein das althistorische Lehrangebot für Fragen der Frauenforschung geöffnet – und ich wage zu vermuten, dass der Hinweis auf die „rasch anwachsende Literatur zu den ‚Frauen im alten Rom‘“ in der Einleitung der erwähnten Miscelle einiges zu tun hat mit den Entwicklungen am Heuberg 12, an die ich im Folgenden erinnern möchte.

Im Jahre 1982 ergriffen die damaligen zwei Hilfsassistentinnen, Eleonora Riz à Porta und Gaby Fierz die Initiative, eine Arbeitsgruppe zu „Frauen in der Antike“ ins Leben zu rufen –

interessant ist, wenn wir heute von „Ernte“ und späteren Laufbahnen sprechen, dass Riz à Porta zur obersten Personalchefin des Kantonsspitals Basel avancierte, Fierz als freischaffende Kuratorin und Kulturvermittlerin breit beachtete Ausstellungen gestaltet. Damals führte mich persönliche Bekanntschaft dazu, mich dieser Arbeitsgruppe anzuschliessen, und darüber hinaus mein politisches Interesse für die Herausforderungen, die die Frauenbewegung an ein männliches Selbstverständnis stellte. Wir waren eine Gruppe von fünf oder sechs Studierenden,³ und wir lasen uns in einige der ersten frauengeschichtlichen Forschungsarbeiten zur Antike ein. Jürgen und auch sein damaliger Assistent Loni Burckhardt begleiteten diese studentischen Aktivitäten mit einem Interesse, das ermutigend wirkte, ohne unsere Eigenständigkeit einzuschränken. Als wir dann an den Seminarvorsteher herantraten mit dem Vorschlag, im Sommersemester 1983 eine Lehrveranstaltung unter dem Titel „Frauen im Alten Griechenland“ zu organisieren, nahm Jürgen dieses Anliegen auf: Er war bereit, dieses Kolloquium zu leiten – und das war die Voraussetzung dafür, dass es überhaupt stattfinden konnte. Aus einer Arbeitsgruppe von Studentinnen (und vereinzelt Studenten...) entwickelte sich auf diese Weise ein ganz offizielles Lehrangebot – damit hast du, Jürgen, dem Seminar für Alte Geschichte in Basel eine Pionierrolle verschafft, denn anderswo war man noch längst nicht so weit: Denken wir daran, dass zur gleichen Zeit in Bielefeld die Exponenten der Sozialgeschichte, Hans-Ulrich WEHLER und Jürgen KOCKA, scharfe Streitigkeiten ausfochten mit Historikerinnen wie Gisela BOCK, Karin HAUSEN oder Heide WUNDER über die Frage, ob feministische Forschung überhaupt als seriöse Wissenschaft bezeichnet werden könne, und in Paris wurde erst einmal Frauengeschichte als Frage diskutiert: „Une histoire des femmes est-elle possible?“ – unter diesem Titel organisierte Michelle PERROT 1982 eine Tagung; Pauline SCHMITT PANTEL gab darauf für die Antike eine positive Antwort.⁴

³ Zur Arbeitsgruppe gehörten auch Katharina (damals: "Käthi") Furrer und Gaby Sutter; in der Vorbereitungsgruppe des Kolloquiums, das daraus hervorging, war zudem Margaretha Debrunner beteiligt.

⁴ 1984 wurde der Tagungsband publiziert: PERROT 1984 und SCHMITT PANTEL 1984.

In Basel blieb die Lehrveranstaltung im Sommersemester 1983 keine Eintagsfliege: Ein zweites Kolloquium unter dem Titel „Frauen im Alten Rom“ fand im Sommersemester 1985 statt, wiederum unter der Leitung von Jürgen und in einer universitätsdidaktisch neuen Form; die ausgewählten Fragestellungen wurden auf Arbeitsgruppen aufgeteilt, die je von einer Studentin der Vorbereitungsgruppe geleitet wurden – in meinen Unterlagen finde ich die Namen von Evelyn Balsiger, Sibylle Benz, Gaby Fierz, Katharina Furrer und Lola Riz à Porta erwähnt. In einer Zwischenphase analysierten wir in der Arbeitsgruppe⁵ die Argumentation und die Quellenverwendung von Pierre GRIMAL in seinem Werk *L'amour à Rome*⁶ und diskutierten genüsslich seine unhaltbar willkürlichen Interpretationen antiker Texte; das 1963 erstmals publizierte Buch wurde mehrfach in unveränderter Form neu aufgelegt und demonstrierte damit eine völlige Ignoranz gegenüber der aktuellen Forschung. Wir gelangten nach diesen ersten frauengeschichtlichen Veranstaltungen zur Erkenntnis, dass auch methodologisch spezifischere Fragen aufzugreifen sind – so trug das folgende dritte Kolloquium denn auch den Titel „Probleme der Frauengeschichte: Erziehung, Sozialisation und Initiation im Alten Griechenland“.⁷

Zu all diesen Seminaren assoziiere ich das Bild eines überfüllten Seminarraums am Heuberg 12: Die Stühle standen in zweiter Reihe an den Wänden und selbst die Fenstersimse scheinen mir in der Erinnerung besetzt – ein gleiches Bild zeigt sich mir auch für das Kolloquium, das Jürgen mit seinem Kollegen, dem Ethnologen Meinrad Schuster angeboten hatte zu Johann Jakob BACHOFENS *Mutterrecht* im Vorfeld zum hundertsten Todesjahr des Basler Gelehrten im Jahre 1987. Die interdisziplinäre Veranstaltung war für uns alle eine Gelegenheit, zentrale Begriffe wie *Matri-* und *Patrilokalität*, *agnatische* und *kognatische* Verwandtschaftssystem

⁵ Sie umfasste neben den genannten Studierenden auch Deborah Schmid und Margrit Tröhler.

⁶ GRIMAL 1988.

⁷ Es wurde im Wintersemester 1986/87 angeboten mit der damals üblichen Formel "durchgeführt durch Ass. Dr. phil. des. L. Burckhardt"; als "KoordinatorInnen" fanden sich Evelyn Balsiger, Loni Burckhardt, Gaby Fierz, Katharina Furrer, Renate Müller, Deborah Schmid, und Thomas Späth in der Veranstaltungsankündigung angeführt. Im Übrigen gingen aus diesen Lehrveranstaltungen auch zwei Aufsätze hervor, die als Beiträge zur dritten und vierten schweizerischen Historikerinnentagung publiziert wurden, vgl. RIZA À PORTA et al. 1986 und HUOVINEN/SUTTER 1988.

in ethnologisch-interkultureller Perspektive praktizieren zu lernen; wir diskutierten Matriarchatstheorien und insbesondere die Frage, wie BACHOFENS konservatives und männerzentriertes Kulturentwicklungskonzept in der Gegenwart der 1970er und 1980er Jahre von bestimmten esoterisch-feministischen Strömungen als Grundlage für die Beschwörung ursprünglicher Frauenherrschaft verwendet werden konnte.⁸

An diesen wenigen Stationen lässt sich ablesen, dass seit 1982 aus der Frauengeschichte am Seminar für Alte Geschichte eine eigentliche „Erfolgsstory“ wurde. Dies zeigt sich auch darin, dass sie trotz Generationenwechsel weiterging: Einige der „Gründungsmitglieder“ der Arbeitsgruppe „Frauen in der Antike“ schlossen ihr Studium Mitte der 1980er Jahre ab, andere lösten sie in der Vorbereitung nächster Lehrveranstaltungen ab, etwa des Kolloquiums „Probleme der antiken Frauengeschichte: Frauenbilder in antiker und moderner Historiographie“ im Wintersemester 1987/88, dem ein denkwürdiges Blockseminar im Burckhardt'schen Landhaus auf der Holznacht bei Langenbruck folgte.⁹ In diesem thematischen Zusammenhang ist die Lizentiats-Arbeit von Katharina Furrer, *Frauendarstellungen bei Livius. Der Platz der Frau in der paradigmatischen Geschichtsschreibung des Titus Livius* (1989) unter Jürgens Betreuung entstanden; nachhaltig hat er zudem dafür gesorgt, dass die Bibliothek des Seminars für Alte Geschichte zur wohl schweizweit bestbestückten Seminarbibliothek im Bereich der Geschlechtsforschung über die Antike ausgebaut wurde, und er beauftragte Anja Huovinen mit der Erstellung eines thematisch darauf ausgerichteten Spezialkatalogs – es war noch die Zeit, als Bibliotheken unabhängig von elektrischer Energie mit Karteikarten erschlossen waren.

Ich selbst verliess Basel im Herbst 1987 mit einem Promotionsprojekt in Richtung Paris. Mein Projekt hätte ich indes nicht entwickeln können ohne die Chance, mich mit

⁸ Vgl. dazu die kritische Diskussion im Buch *Göttinnendämmerung*, das die aktuelle Basler Prähistorikerin Brigitte RÖDER Mitte der 1990er Jahre mit zwei Freiburger Kolleginnen verfasste (RÖDER/HUMMEL/KUNZ 2001) sowie den Band in der Reihe "Wege der Forschung", den Beate WAGNER-HASEL 1992 herausbrachte.

⁹ 7. bis 10. April 1988, unter anderem wurde die Figur der "Livia" vertieft bearbeitet. In meinen Notizen tauchen nebst einigen alten etliche neue Namen auf: allen voran Anja Huovinen und Gaby Sutter, die meines Wissens auch Hilfsassistentinnen waren, aber ebenso Anne-Catherine Bayard, David Cahn, Beatrice Dietrich, Christina Müller, und Desanka Seljak.

Problemstellungen feministischer Geschichtsschreibung in den hier genannten Veranstaltungen am Seminar für Alte Geschichte auseinanderzusetzen. Auf dieser Grundlage hatte ich die frauengeschichtlichen Fragestellungen vertiefen können, insbesondere in der Perspektive einer *Geschlechtsforschung*, wozu Joan SCOTT mit ihrem Aufsatz *Gender, A Useful Category of Historical Analysis* von 1986 den Weg wies. Das führte zu meinem Vorhaben, *Geschlecht* im Gesamtwerk des Tacitus zu untersuchen – ein in der Rückschau etwas verrücktes Projekt, das dann, wie üblich, allmählich auf machbare Dimensionen reduziert wurde; entstanden ist eine Untersuchung zu „Männlichkeit und Weiblichkeit“ in den *Annalen* des Tacitus. Jürgen war bereit, das Wagnis einzugehen, ein für die damalige Zeit noch nicht wirklich konventionelles althistorisches Thema einer Promotionsarbeit zu akzeptieren. Er war ebenso bereit, meine Dissertation aus Distanz zu betreuen, und er hat mich in meiner Absicht, für vier Jahre an der *École des Hautes Études en Sciences Sociales* neue Horizonte zu erkunden, unterstützt.

Hier möchte ich eine kleine Klammer öffnen zu einem der Prinzipien, die Jürgen als akademischer Lehrer verfolgte: Immer wieder hörte ich von ihm, es gelte der *sacro egoismo* – er brauchte das Wort wohl weniger mit Bezug auf den italienischen Ministerpräsidenten Antonio Salandra, der 1914 mit dem „*sacro egoismo per l'Italia*“ für den italienischen Kriegseintritt gegen Österreich-Ungarn eintrat,¹⁰ vielmehr, vermute ich, braucht er das Wort in seiner religionsgeschichtlichen Begründung der notwendigen persönlichen Unabhängigkeit in Glaubensfragen, die *auch* unter dem Begriff des *sacro egoismo* kursiert. Für Jürgen hiess *sacro egoismo* der Respekt gegenüber den eigenständigen Entscheidungen von Studierenden, Doktorandinnen und Doktoranden, denen er die Verfolgung ihrer eigenen Interessen nicht nur zugestand, sondern abverlangte. Er „vergab“ keine Lizentiats- oder Dissertationsthemata in der Absicht, seinen eigenen Forschungsinteressen „zuarbeiten“ zu lassen, sondern

¹⁰ Vgl. das Zitat aus einer Rede von Antonio Salandro von 1914 in: Giuseppe FUMAGALLI, *Chi l'ha detto : tesoro di citazioni italiane e straniere di origine letteraria e storica*, Milano 1921, 606: "[...] occorre animo scevro da ogni preconetto, da ogni pregiudizio, da ogni sentimento che non sia quello della illimitata ed esclusiva devozione alla Patria nostra, del sacro egoismo per l'Italia."

forderte uns mit subtilen Fragen, konstruktiven Literaturhinweisen und kritischen Bemerkungen heraus, unsere eigenen Ideen und Methoden zu entwickeln. *Sacro egoismo* ist auch das Prinzip, das zum Ausdruck bringt, dass du, Jürgen, nie darauf hingearbeitet hast, eine „Schule“ zu begründen. Du hast deine Schülerinnen und Schüler vielmehr dazu gebracht, zu selbständigen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern zu werden.

Ich schliesse diese Klammer nicht ohne anzufügen, dass ich in meiner eigenen Lehr- und Betreuungstätigkeit versucht habe, mich an diesem Vorbild des Respekts gegenüber der intellektuellen Entwicklung von Studierenden zu orientieren. Oft war es nicht einfach, zu akzeptieren, dass besonders begabte Absolventinnen und Absolventen sich für den Wechsel an eine andere Universität und für eine andere Betreuungsperson entschieden – oder dafür, eine andere als die akademische Laufbahn, auf der ich sie begleiten und fördern wollte, einzuschlagen. Die Erinnerung an Jürgens Wort des *sacro egoismo* hat mir immer geholfen, solche individuellen Entscheidungen mit Überzeugung zu anerkennen.

Kehren wir abschliessend zurück zu den „Frauen in der Antike“. Ich habe mich oft gefragt, welche Gründe Jürgen bewogen haben, so wirkungsvoll die Initiative von Studierenden aufzugreifen, zu unterstützen und die vor vierzig Jahren noch keineswegs etablierte Geschlechterforschung zu fördern.

Ein erster möglicher Grund ist die taktische Entscheidung, das Interesse von Studierenden für die Antike und die Alte Geschichte zu gewinnen, indem ihre Anliegen ernst genommen und umgesetzt werden. Mit der politischen Frauenbewegung lag zu Beginn der 1980er Jahre tatsächlich die Forderung in der Luft, Frauen und Geschlechtsdiskursen als Objekten historischer Forschung einen breiteren Raum zu geben. Wie richtig und klug diese Entscheidung war, zeigte der übervolle Seminarraum, den ich erwähnte.

Als zweites lässt sich vermuten, dass Jürgen sich am Heuberg 12 vom *genius loci* inspirieren liess. Nicht nur hat er sich, kaum in Basel angekommen, vertiefte Kenntnisse der schweizerischen und Basler Geschichte und Politik angeeignet, die mich in meinem oberflächlichen Wissen zuweilen beschämten. Er hat auch den Geist, der in den Gemäuern des Hauses am Heuberg 12 steckte, aufgenommen. In diesem Haus lebte zu Beginn des 20.

Jahrhunderts die erste promovierte Historikerin der Schweiz, Meta von Salis Marschlins.¹¹ Sie wohnte an dieser Adresse mit ihrer Lebenspartnerin, der Dichterin Hedwig Kym, und mit deren Ehemann Ernst Feigenwinter. Von dieser ungewöhnlichen Lebensgemeinschaft war im Seminar für Alte Geschichte nicht mehr viel zu sehen – umso mehr aber von der Urgrossnichte¹² von Meta von Salis, ich spreche von Iris von Roten, deren Bilder im Treppenhaus hingen. Das Anwaltsbüro von Iris und Peter von Roten befand sich im Erdgeschoss, das Ehepaar wohnte auf der zweiten Etage, und dazwischen befand sich im ersten Stock unser Seminar. Iris von Roten hatte 1958 ein Buch publiziert unter dem Titel *Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau*, das einen Skandal provozierte. Lange vor uns Studierenden hatte Jürgen dieses Skandalbuch gelesen. Wenn ich mich richtig erinnere – aber die Erinnerung ist bekanntlich eine Sache der Rekonstruktion in der Gegenwart – hat er uns Passagen aus den *Frauen im Laufgitter* an einem der – von Loni Burckhardt in seinem heutigen Beitrag erwähnten – festlich-kulinarischen Abende am Kaminfeuer des Seminarraums vorgelesen.

Doch es wäre falsch, Jürgens Verdienste auf einen etwas mystischen *genius loci* oder auf schnöde fachpolitische Taktik zu reduzieren. Der eigentliche Grund für die Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung am Seminar für Alte Geschichte ist einer der hervorragenden Charakterzüge, die Jürgen als Lehrer und

¹¹ Im Artikel "Meta von Salis (Marschlins)" im *HLS* (<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009378/2017-03-13> [27.10.2021]) weist Andrea BOLLINGER auf das interessante anekdotische Detail hin, dass das Gesuch von Meta von Salis, im Jahre 1885 ein Semester an der Universität Basel bei Jacob Burckhardt zu studieren, "von den dortigen Universitätsbehörden abgelehnt" worden sei. Von Salis hatte Friedrich Nietzsche persönlich kennen gelernt; sie veröffentlichte 1897 die Schrift *Philosoph und Edelmensch. Ein Beitrag zur Charakteristik Friedrich Nietzsche's* [sic!]. BOLLINGER weist darauf hin, von Salis habe sich, "als überzeugte Aristokratin und ausgeprägte Individualistin", trotz ihres Engagements für Frauenrechte, nicht zur Frauenbewegung – "der sie misstraute" – gezählt; nach einem verlorenen Prozess 1894 in Zusammenhang mit ihrem Einsatz für eine Frauenrechtlerin habe sie sich, "zunehmend verbittert", in den letzten zwei Jahrzehnten vor ihrem Tod 1929 von Gleichberechtigungsfragen ab und Gobineaus Rassentheorien zugewandt.

¹² So die Angabe von Regula Ludi, "Iris von Roten", in: *HLS* (<https://hls-dhs-dss.ch/de/articles/009373/2020-01-24> [27.10.2021]). Die Tatsache, dass die Diffamierung, der sich Iris von Roten nach der Publikation ihres Buches ausgesetzt sah, letztlich ihren Rückzug aus öffentlichem politischen Engagement bewirkte, könnte vor dem Hintergrund von Meta von Salis' Lebensverlauf nachdenklich stimmen und die Frage nach den subtilen Zensurmechanismen der heterosexuellen Matrix in einer formal demokratischen Gesellschaft aufwerfen.

Forscher auszeichnen: seine nie, und bis heute nicht, versiegende wissenschaftliche Neugier. Sie führte ihn zu der Offenheit, die uns Schülerinnen und Schülern den Raum verschaffte zu unserer eigenständigen Entfaltung. Eine Offenheit, die auch die Landesgrenzen überschreitet – nur kurz möchte ich hier seine Verdienste erwähnen um den Forschungs- und Lehrverbund *Collegium Beatus Rhenanus*, der die altertumswissenschaftlichen Institute der Universitäten Basel, Freiburg, Mulhouse und Strasbourg zusammenführte, denen nun auch die Universität Bern assoziiert ist. Mit seinen Kollegen aus Strasbourg und Freiburg, Jean-Michel David und Hans-Joachim Gehrke, hat Jürgen das CBR gegründet und aufgebaut, und ich bin glücklich, dass ich daran mitarbeiten konnte.

Das CBR müsste in einem Erntebericht mit mehr als einem Satz gewürdigt werden, doch dass mir dazu nun die Zeit fehlt, das zeigt, wie gross die Ernte ist aus den Samen, die Du, lieber Jürgen, gesät hast. Dafür möchte ich Dir meinen herzlichen Dank aussprechen.

Referenzen

- ERLER/UNGERN-STERNBERG 1987: Michael Eler, Jürgen von Ungern-Sternberg, "*Kakón gynaiques*. Griechisches zu der Rede des Metellus Macedonicus 'De prole augenda'", in: *MH* 44, 1987, 254-256.
- GEX 2016: Nicolas Gex, *La Fondation Hardt*, Genève 2016.
- GRIMAL 1988: Pierre Grimal, *L'amour à Rome*, Paris ³1988 [Erstpublikation Paris 1963].
- HUOVINEN/SUTTER 1988: Anja Huovinen, Gaby Sutter, "Körperbild und Sexualität. Aspekte des griechischen Frauenideals", in: Arbeitsgruppe Frauengeschichte [Basel] (Hg.), *Auf den Spuren weiblicher Vergangenheit (2): Beiträge der 4. Schweizerischen Historikerinnentagung*, Zürich 1988, 9-22.
- PERROT 1984: Michelle Perrot (Hg.), *Une histoire des femmes est-elle possible?*, Paris 1984.
- RIZ À PORTA et al. 1986: Lola Riz à Porta, Gabi Fierz, Käthy Furrer, Gaby Sutter, "Die Stellung der Frau im alten Rom", in: Lisa Berrisch, Charlotte Gschwind-Gisiger, Christa Köppel et al. (Hg.), *3. Schweizerische Historikerinnentagung. Beiträge*, Zürich 1986, 35-50.
- RÖDER/HUMMEL/KUNZ 2001: Brigitte Röder, Juliane Hummel, Brigitta Kunz, *Göttinnendämmerung. Das Matriarchat aus*

- archäologischer Sicht*, Klein Königsförde 2001 [Erstpublikation München 1996].
- SCHMITT PANTEL 1984: Pauline Schmitt Pantel, "La différence des sexes, histoire, anthropologie et cité grecque", in: PERROT 1984, 98-119.
- SCOTT 1986: Joan Wallach Scott, "Gender: A Useful Category of Historical Analysis", in: *AHR* 91, 1986, 1054-1075 [wieder abgedruckt in: Joan W. Scott, *Gender and the Politics of History*, New York 1988, 28-50].
- VON ROTEN 1958: Iris von Roten, *Frauen im Laufgitter. Offene Worte zur Stellung der Frau*, Bern 1958 [6. Aufl. Wettingen 2014 (Nachwort von Elisabeth Joris)].
- WAGNER-HASEL 1992: Beate Wagner-Hasel (Hg.), *Matriarchatstheorien der Altertumswissenschaft*, Darmstadt (Wege der Forschung 651) 1992.

Erntebericht

Lieber Jürgen, verehrte Damen und Herren

Es freut mich sehr, dass die Feier zum runden Geburtstag meines verehrten Doktorvaters jetzt nachgeholt wird und ich einen kleinen Beitrag dazu leisten kann.

Es ist schon einige Jahre her, dass ich vor dem Gebäude der Alten Geschichte am Heuberg stand und zwei Optionen zur Auswahl hatte. Die eine war, die Hemmschwelle zu überwinden, die heiligen Hallen zu betreten, um hier an meinem ersten Seminar im Fach Alte Geschichte teilzunehmen. Die andere beinhaltete, nach Hause zu gehen und den Traum vom Studium ad acta zu legen. Ich entschloss mich für die erste Option und habe es trotz einiger Hürden und Schwierigkeiten nie bereut. Hatte ich doch neben dem Studium noch eine Familie mit Mann, zwei Töchtern und einem Hund zu versorgen.

Obwohl es am Beginn der 80-er Jahre noch keine Selbstverständlichkeit war, dass Ehefrauen und Mütter ein Studium absolvierten, wurde ich weder bei Dozent*innen noch Mitstudent*innen als Sonderfall eingestuft. Auch dass ich meinen Fähigkeitsausweis für das Studium auf dem zweiten Bildungsweg erworben hatte und einige Jahre älter als meine Kommiliton*innen war, war nie ein Thema. Diese Akzeptanz erwies sich während des gesamten Studiums als hilfreich und förderlich.

Am Ende der Studienjahre stand die Suche nach einem Thema für die Lizentiatarbeit im Fach Alte Geschichte an. Dabei war es mein Wunsch, ein Thema über Wissenschaftsgeschichte zu bearbeiten. Du, Jürgen, warst nicht abgeneigt und unterbreitetest mir den Vorschlag, die Geschichte der Alten Geschichte in Basel aufzuarbeiten. Das war für mich Neuland, denn Archivarbeit stand bis jetzt nicht in meinem Testatbuch. Doch lohnte sich der Schritt auf neues Terrain, wurde doch mit dieser Arbeit der Grundstein für meine spätere berufliche Tätigkeit gelegt.

Du hast von Anfang an mit viel Interesse die Entstehung der Lizentiatarbeit begleitet. Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang gerne an Dein Schmunzeln, wenn ich über einige delikatene Funde aus dem Staatsarchiv, dem Beifang meiner Recherchen, berichtete.

Mit Deiner Unterstützung konnte ich die Lizentiatarbeit in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde publizieren. Dabei handelte es sich um meine erste Publikation. Dass sie erscheinen konnte, verdanke ich Dir.

Nach der Lektüre des Buches von Volker Losemann über Nationalsozialismus und Antike stand für mich fest, dass ich über ein ähnliches Thema forschen wollte. Ich nahm allen Mut zusammen und fragte Dich, ob ich eine Dissertation zu diesem Thema schreiben könne. Nach einem längeren Gespräch erklärtest Du Dich damit einverstanden und empfahlst mir, den deutschen Althistoriker Joseph Vogt unter die Lupe zu nehmen. Danach wurde ich mit dem Nietzschezitat „fröhliche Wissenschaft“ in ein Abenteuer mit offenem Ende entlassen. Wussten wir doch beide nicht, ob genügend Material für eine Dissertation in Archiven vorhanden sei, und wenn ja, zu welchen Ergebnissen dieses führen würde.

Schnell stellte sich heraus, dass das Projekt mit fröhlicher Wissenschaft wenig zu tun hatte. Das lag nicht alleine am Ergebnis der Recherchen, die alles andere als fröhlich waren, sondern auch an dem Missfallen, das der Arbeit von verschiedenen Seiten entgegengebracht wurde. Du aber hast mich stets unterstützt und versucht, mir Türen zu öffnen. Doch während sich einige weit öffneten, blieben andere, trotz Deiner Bemühungen, fest verschlossen.

Im Nachhinein bin ich heute stolz, das Projekt durchgezogen zu haben. Stellt es doch eine Pionierarbeit zum Thema Nationalsozialismus und Antike aus der Ecke Basel dar.

Das Recherchieren in Archiven in deutschen und polnischen Archiven sowie die Interpretation der Schriften Joseph Vogts, die dieser während der Weimarer Republik und im Dritten Reich verfasst hatte, bildeten das Gerüst für die Dissertation mit dem Titel „Joseph Vogt. Ein Althistoriker in der Weimarer Republik und im Dritten Reich“. Und was sich bei der Lizentiatarbeit begonnen hatte abzuzeichnen, wurde nach der Dissertation zur Gewissheit.

Ich wollte weiterhin in Archiven forschen und die Ergebnisse dieser Forschungen in Buchform publizieren.

Nachdem ich bemerkt hatte, dass es zur Geschichte des Fricktals noch viele unbearbeitete Themen gab und bis heute noch gibt, rückte diese Region in den Fokus meiner Forschungsarbeiten. Nicht zuletzt deshalb, da ich am untersten Ende des Fricktals wohne und somit eine Affinität zu der Region besitze.

Da das Fricktal wohl nicht überall bekannt ist, möchte ich es mit einem kurzen Einschub vorstellen: Es grenzt im Norden an Deutschland, im Westen an den Kanton Basel-Landschaft und im Osten an das aargauische Zurzibiet. Bis 1799 gehörte es zu Vorderösterreich. Nach einem kurzen Intermezzo von 1801-1802 als eigener Kanton wurde es von Napoleon zum neu geschaffenen Kanton Aargau geschlagen.

Die Beschäftigung mit dieser Region bedingt, in den Stadtarchiven Rheinfelden und Laufenburg zu forschen. Einige Beispiele sollen erläutern, welche Überraschungen diese Archive für Benutzer*innen bereithalten können. Obwohl hier noch viele Schätze darauf warten, gehoben zu werden, sind diese Archive nicht auf längerfristige Benutzung aus- und eingerichtet. Das bedeutet, dass sich die Arbeitsbedingungen für Benutzerinnen und Benutzer nicht immer optimal gestalten. Meine Freundin und ich witzelten einmal in diesem Kontext, dass diese Archive den Eindruck erwecken, die darin gelagerten Archivalien so gut wie möglich vor jeglicher Benutzung zu schützen.

So wurden zum Beispiel im Stadtarchiv Rheinfelden, das sich seit einiger Zeit in einer ehemaligen Zivilschutzanlage unter einem Schulhaus befindet, die Toilette und das Waschbecken entfernt.

Vor einigen Jahren führten mich meine Recherchen zu dem Buch „Geschichte der Juden im Fricktal“ nach Laufenburg. Das alte Archiv mit den Beständen der Jahre von ca. 1400 bis 1801 ist in einem fensterlosen Betonraum im städtischen Werkhof untergebracht. Dieser Raum wies im März eine Temperatur von 16 Grad auf, die sich im Mai um ein Grad erhöhte. Derartige Temperaturen sind zwar optimal für die Lagerung der Archivalien, nicht aber für die Archivbenutzer*innen. Auf meine Klagen erhielt ich einen elektrischen Heizofen. Der aber fing nach 10 Minuten an zu rauchen und musste entfernt werden. Der Ersatz, den ich dann erhielt,

funktionierte zwar, doch war er zu leistungsschwach, um die Raumtemperatur auch nur ein wenig angenehmer zu gestalten.

Die Masse des sehr antiken Arbeitstischchens reichten knapp für ein aufgeschlagenes Ratsprotokoll und meinen Laptop aus. Ich musste stets darauf achten, dass keiner dieser Gegenstände zu Boden fiel. Auch waren die Archivalien schon jahrzehntelang nicht mehr gereinigt worden. Der Staub, der sich innerhalb kürzester Zeit unter den Fingernägeln und an den Händen festsetzte, konnte mangels eines Waschbeckens nicht entfernt werden. Desinfektionsmittel und der Gang zum nahegelegenen Spital schafften Abhilfe.

In diesem Raum befanden sich aber auch alte Gemälde von Laufenburg und der dortigen Stromschnelle, dem Laufen, sowie etliche Porträts von ehemaligen Stadthonoratioren. Diese Bilder hatten offensichtlich keinen Platz in einem Museum gefunden und standen hintereinander an einer Wand aufgereiht. Ich erlaubte mir, sie eingehend zu betrachten und fand das eine grossartige Kompensation für die doch etwas unfreundliche Umgebung.

Nachdem ich mich durch die Bestände des alten Archivs durchgearbeitet hatte, führten mich meine weiteren Recherchen in das Laufener Rathaus, wo die Archivalien neueren Datums gelagert sind. Zunächst durfte ich in einem Sitzungszimmer die für meine Recherchen relevanten Dokumente durchsehen. Nach einigen Tagen wurde ich jedoch in einen Abstellraum verbannt, wo nicht nur die Archivalien, sondern auch ausrangierte Bürogeräte, achtlos hingeworfene Bücher, welche die Stadt geschenkt erhalten hatte, die aber offensichtlich niemanden interessierten, sowie Büromaterial gelagert wurden. Hier gab es weder Tisch noch Stuhl, sondern nur einen niedrigen Metallschrank, den ich als Arbeitsfläche nutzen konnte, der aber nicht im Mindesten den ergonomischen Anforderungen entsprach.

Der Schlüssel zu dem neuen Archiv wurde im städtischen Sozialamt aufbewahrt, das sich auch im Rathaus befindet. Die Dame, die den Schlüssel verwahrte und herausgab, betrachtete mich offensichtlich als lästiges Übel, das Zeit und Raum beanspruchte. Wenn mein Zug nach Laufenburg Verspätung hatte und ich es nicht bis kurz vor acht Uhr als Erste vor den Schalter des Sozialamts geschafft hatte, musste ich mich in die Reihe der Sozialhilfebezüger stellen und solange warten, bis ich an der Reihe

war, um den Schlüssel ausgehändigt zu bekommen. Ich versuchte es einmal mit Pralinen, um die Angestellte zu einer speditiveren Ausgabe des Schlüssels zu bewegen. Die kleine Bestechung nützte zwei Wochen, danach stand ich wieder in der Reihe.

Dabei ereignete sich einmal eine lustige Episode. Eine Dame, die hinter mir stand, gab mir den Rat, einen Stock tiefer einen Empfangsschein zu holen, mit dem ich dann am Schalter oben Geld beziehen könne. Als ich ihr antwortete, dass ich kein Geld, sondern einen Schlüssel wolle, schaute sie etwas konsterniert drein.

Bis vor einigen Jahren befand sich das Stadtarchiv Rheinfelden in den oberen Räumen des Rathasturms. Als ich auch dort für mein Buch „Geschichte der Juden im Fricktal“ recherchierte, hörte ich einmal von weitem einen Alarm, dem ich aber keine Beachtung schenkte. Plötzlich stürmte ein Mann in den Arbeitsraum und fragte, was ich da mache. Ich antwortete, dass ich Historikerin sei und hier arbeiten würde. Er befahl mir, den Raum auf der Stelle zu verlassen, da es im Rathaus brenne. Auf meine Frage, was mit den Archivalien geschehe, antwortete er, dass diese später herausgeholt würden. Ich folgte also dem Fluchtzeichen, rannte die Treppe hinab und gelangte auf die Ebene, wo sich der Lift befand, den ich aber wegen des Brandes nicht benutzen durfte. Hier war auch alles voll von beissendem Rauch und es roch entsetzlich. Jetzt bekam ich Panik, denn ich verlor wegen des Qualms die Orientierung und bekam Hustenreiz. Schliesslich packte mich jemand am Arm, schob mich in ein Büro und sagte: „Gehen Sie da entlang und schliessen Sie sich im Hof den Leuten an.“ Ich fand schliesslich den Ausgang in den Rathaushof, wo sich bereits die Angestellten, die im Rathaus arbeiteten, versammelt hatten. Jetzt realisierte ich, dass es sich bei dem Prozedere um eine Feuerwehübung gehandelt haben musste. Denn ein Feuerwehrmann erklärte, was bei dieser Übung alles schiefgelaufen sei. Die Historikerin aus dem Turmzimmer, die lange nach dem Ausgang suchte und im Ernstfall wahrscheinlich erstickt wäre, wurde bei diesen Erläuterungen mit keinem Wort erwähnt.

Die Themen, die ich bearbeitete und bearbeite, haben mich weit von der Alten Geschichte entfernt. Doch ist mir bewusst, dass ich das Rüstzeug dafür während meines Studiums erhielt, wurden doch hier die Grundsteine für meine jetzige Tätigkeit gelegt. In

Übungen und Seminaren lernte ich, Texte zu interpretieren und in den dazugehörigen historischen Kontext zu stellen. Hier lernte ich auch, Themen mit der grösstmöglichen Objektivität zu bearbeiten, selbst wenn sie unter die Haut gehen. Nicht zuletzt lernte ich während der Studienzeit auch Ausdauer und Durchhaltewillen, sind doch auch diese Eigenschaften nötig, um Durststrecken zu überwinden, die bei der mehrjährigen Beschäftigung mit einem Thema auftauchen können. Dazu gehört unter anderem auch die nötige Geduld bei der Durchsicht von Rats- und Gerichtsprotokollen, Taufbüchern, privaten und geschäftlichen Korrespondenzen oder offiziellen Regierungsschreiben. Denn diese Dokumente gestalten sich oft wegen der nahezu unleserlichen Handschriften, den eigenartigen Dialekten oder den Legasthenien ihrer Verfasser als schwierige und zeitaufwändige Lektüre.

Dass ich bei der Lizentiatarbeit und bei der Dissertation Themen zur Wissenschaftsgeschichte bearbeiten durfte, verdanke ich Dir, Jürgen. Mit diesem Entgegenkommen trugst du dazu bei, dass in mir die Einsicht reifen konnte, wo meine Neigungen und Stärken liegen und welche Tätigkeit ich nach meinem Studium ausüben wollte. Dafür bin ich Dir sehr dankbar. Danken will Dir auch für Dein Interesse, das Du stets meinen Projekten und Publikationen entgegenbringst. Auch Ihnen, verehrte Anwesende, will ich für Ihre Aufmerksamkeit danken. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen und interessanten Nachmittag.

Wie ich den *mons fenarius* erklimm

Unmöglich war es, bei dieser Gelegenheit der Versuchung zu widerstehen, mit Thukydides zu beginnen. Der nämlich lässt Perikles zum Beginn seiner unendlich berühmten Würdigung der Athener im Winter 431/30 vor Christus auf recht unorthodoxe Art besinnlich werden:

„es ist nämlich schwer (chalepon) das rechte Mass der Rede zu treffen, wo man auch die Vorstellungen, die jeder sich von der Wahrheit macht, kaum bestätigen kann: denn der wohlwollende Hörer, der dabei war, wird leicht finden, die Darstellung bleibe hinter seinem Wunsch und Wissen zurück, und der unkundige, es sei doch manches übertrieben, aus Neid, wenn er von Dingen hört, die seine Natur übersteigen. Denn so weit ist Lob erträglich, das anderen gesendet wird, als jeder sich fähig fühlt, wie er's gehört hat, auch zu handeln; was darüber hinaus geht, wird aus Neid nicht mehr geglaubt.“

Wo sich alle kennen: Wo Redende, Besprochene und Hörende und Urteilende auch selber das Publikum, und alle alles jeweils in einem anderen „Aggregatzustand“ sind oder sein könnten – wie in der athenischen Polis die Bürger – da muss man tatsächlich aufpassen, was man sagt. Es gibt da Rücksichten, welche der Panegyriker nicht kennt; so nennt ja Perikles den Neid gleich zweimal, damit das niemand überhört. Jetzt muss ich einmal schon hoffen, dass andere *laudatores* der Versuchung widerstehen konnten, den Heuberg 12 unter der Ägide des dort unter den Assistierenden *incerto auctore* als „Chef“ Bezeichneten mit demselben Thukydides-Zitat auf dieselbe Athen-Bühne zu stellen. Sonst wird halt auch das perikleische *chalepon* zur wohlbekanntem und stets nur heimlich beseufzten Last der verlängerten Durst-Strecke, die als kulturtragende Askese das Festpublikum vom ersehnten Weinbuffet trennt.

Athen und der Heuberg (*fenarius mons*), um von der thukydideischen Bühne herab und vom Grossen zum Kleinen zu kommen, sind jedenfalls für mich durchaus naheliegende Assoziationen gewesen, und sind es noch in der Erinnerung. Ich möchte von nun an der perikleischen Festreden-Aporie dadurch entkommen, dass ich einfach erzähle, wie ich auf den Heuberg und damit zu Jürgen von Ungern-Sternberg und in der Folge zu einer althistorischen Wissenschaft als Beruf gekommen bin.

Der Weg zur Wissenschaft war weit, und damit der Weg zum Heuberg 12 und seinem *chief executive officer*, deutsch *Ordinarius*, wobei ich noch keineswegs wusste – was ganz bekannt ist – dass einst die höchstschwangere Mutter des weltberühmtesten Baslers noch am Abend vor der Geburt ihren gewohnten Spaziergang „über den Heuberg“ genommen hatte. Vom *Genius loci* dorthin manövriert, der schon den embryonischen „Keebi“ mit dem Geist der dort offenbar ansässigen Historie behauchen musste. Später staunte ich schon, als ich in der dortigen Bibliothek auf Bücher und Sonderdrucke mit seiner, Jacob Burckhardts, eigenhändigen Signatur stiess.

Ich meinerseits war schon im Gymnasium durch hier nicht zu erörternde Umstände zum Lehrerfeind und Wissenschafts-skeptiker geworden, wozu zwei Universitätssemester als 21-Jähriger das Ihrige beitrugen, wobei mich übrigens damals die Philosophie am meisten anzog, doch diese, so beschloss ich bald, konnte man nicht von den „*Buchstabenmännern*“ (wie es der zeitweilig verehrte Johann Georg Hamann ausdrückte) lernen. So führte ich ein wenig bürgerliches und sicher ganz anti-akademisches Leben. Das ging recht abenteuerlich bis ins 40ste Jahr, als mich meine jetzige Frau überredete – eine Rolle hat auch die Lektüre von Eric Voegelins „*Order and History*“ gespielt – noch zu studieren, und das hiess nicht weniger als: zum Feind überzulaufen. – Gewiss war von Vorteil, dass ich stets viel gelesen hatte – mit drei, vier Freunden setzten wir schon im Gymnasium der damals beliebten „sozialkritischen“ Lektüre unserer Deutschlehrer eine subversive Kenntnis der Romantiker, Goethes etc. und allerlei „klassischer“ Bildung entgegen, die wir uns keinesfalls von der Schule diktieren liessen. Ich besitze auch noch als zerfallende Taschenbücher einen rororo-Thukydides (die Landmann Übersetzung) und den Herodot in den Goldmann-

Klassiker Bändchen. Zum eigentlichen Erzieher der späteren Pubertät wurde dann Hermann Hesse. Ich hatte einen gewissen, bald sehr autodidaktisch und sicherlich idiosynkratisch befriedigten Hunger nach „Bildung“. Ein wenig Neid flössten mir dann diejenigen ein, die auch die griechischen Zitate in den Büchern noch verstehen konnten, deren Gelehrsamkeit Massgebliches zu enthüllen versprach. Die Aussicht, an der Universität wenigstens gratis etwas Griechisch zu lernen, hat sich dann meiner Befürchtung, in der uferlosen Intellektualität eines verhassten akademisierten Scheintodes zu versinken, siegreich entgegengestellt. Ich wollte möglichst schnell möglichst viel mit Geschichte studieren, und anfangen musste man mit der Antike, daher wählte ich alte und dazu mittelalterliche Geschichte (dazu auch noch Neuzeit ging offenbar kombinatorisch grad nicht) und Philosophie als Fächer. Letztere schon deshalb, weil ich schnell vorankommen musste und die philosophischen Klassiker einigermaßen kannte.

Was sollte Hauptfach werden? Ich hätte eigentlich Geschichtsphilosophie studieren wollen, doch das Fach gibt es nicht. Also dachte ich, man müsse doch wohl von der Geschichte zur Philosophie gelangen statt umgekehrt wie Hegel. – Und jetzt: An wen sich halten? Da gabs am Heuberg JvU (wie der offizielle e-mail-Kürzel lautet), der aber mehr ein „Agrarhistoriker“ sei, wie man mich, eher warnend, irgendwo im historischen Seminar informierte. Natürlich zog mich das Mittelalter an – der schon fast unanständige Umfang an mittelalterlichen Quellen spricht ja aus althistorischer Warte dafür oder eben dagegen – was hat mich damals zur Alten Geschichte gebracht, von meinem Vorsatz abgesehen, dass ich mit einem Anfang beginnen wollte, und das Mittelalter eben zu wenig ein solcher Anfang war? Das musste damals mit dem „Chef“ am Heuberg zu tun haben, denn dieser hatte sein gerade noch überschaubares Seminar ersichtlich im Griff: Als ich eines heißen Sommernachmittags etwas atemlos, da stets verspätet, ins allerdings verlassene, von JvU zuverlässig und einsam bewachte Seminar kam, um meine erste Proseminararbeit (bei Lukas Thommen) abzugeben, da meinte der Wächter trocken und fast militärisch: „Er wird sich regen“ (womit besagter „Herr Thommen“ gemeint war). – Man hatte von aussen kommend durchaus den Eindruck einer funktionierenden Hierarchie; und seltsamerweise hat mich das, der ich anarchische Verhältnisse so

gut kannte, eher angezogen. Was mich nicht einfach zur Alten Geschichte, sondern zu deren Heuberg-Form brachte, war sicherlich nicht ihr Bezug zu den theoretischen Ansätzen, die gerade, Mitte der 90er Jahre, *en vogue* waren. Abenteuerliche Theorien konnte ich übrigens selber fabrizieren, was mir fehlte, war jener Geist nüchterner und zugleich interessierter Sachlichkeit, den ich am Heuberg, angefangen mit der Einführungsveranstaltung vom Assistenten Lukas Thommen, eigentlich immer wahrnehmen konnte. Das war eine Wissenschaftlichkeit, die ich gerade deshalb lernen wollte, weil ich ein Korrektiv brauchte zum Wildwuchs einer autodidaktischen Eigenwilligkeit, die viele Mängel und Lücken, und natürlich einen Mangel an Professionalität aufwies.

Der Heuberg war unmodisch solid, aber was man tat, wurde mit einem Minimum an postmoderner Ironie (die so oft nur scheinüberlegen war) ernst genommen von allen Vertretern des Hauses, die damals zum „Lehrkörper“ gehörten (neben Lukas und Loni damals noch Frau Hackl, die nicht zuletzt den Hellenismus übernahm, welcher dort ja nicht zu den ersten Gegenständen gehörte). Dass man mir in der Proseminararbeit sogar die Quellenstellen korrigierte (indem man nachschlug), die ich im neu erlernten Furor des sauberen Belegens in die Fussnoten gehämmert hatte, das hat mir sehr imponiert; und ich würde behaupten, dass es das damals anderswo in Basel nicht gab. Wissenschaft wurde unter den stechenden Augen Theodor Mommsens gelernt: Der alte Stich mit seinem Gesicht im wilden Haar war über dem Eingang zur Bibliothek unübersehbar aufgehängt, ein strenger Gott der Geschichtswissenschaft blickte olympisch auf das ein- und austretende Studierendenvolk herab – ich konnte nicht ahnen, dass ich ihn einst als zuständiger Assistent beim Auszug aus dem Heuberg eigenhändig demontieren würde. Er fand dann noch als diskrete Dekoration des altbacken-skurrielen Fachs bei den bald in Mode geratenden Uni-Werbeveranstaltungen Verwendung und ist dann wohl in einem Depot der Universität verschwunden.

Ich habe Jürgens Vorlesungen mit dem Wissenshunger und dem Bedürfnishorizont des Autodidakten angehört, der viele Um- und andere Wege gegangen war. Ich habe praktisch nie gefehlt und bedauerte die Mitstudierenden, weil sie keine Ahnung haben

konnten, was ihnen durch eine zuverlässig recherchierte Erzählung an Anfangsschwierigkeiten abgenommen wurde. Kritik liess ich nicht gelten – besser müsse man es dann selber machen können, hier werde eben nicht angegeben, solides Wissen sei ja erst mal der Ausgangspunkt zu all den kühnen oder steilen Thesen, die paradoxerweise im Überangebot vorhanden waren. Ja, ich habe damals offensichtlich sogar den wahren „Strategos“ im Gedicht des Archilochos, der nicht als grossgelockter mit breitem Gang angeben, sondern lieber O-beinig fest auf seinen Füßen stehen solle, auf den Anführer der wissensmilitärischen Heuberg-Sektion bezogen. JvU war wenig zeitgemäss frisiert als Wissenschaftler, er war kein theoretischer Grossschnauzträger, und bei aller gebotenen Modernität ahnte man noch das Gewicht des 19. Jahrhunderts, dem ja auch fast alle unsere modernen Ungeheuerlichkeiten entstammen. – Wer einen Ort suchte, von dem aus man mit einer gewissen Distanz auf die weltbewegenden modernen, post- und anti-modernen Theorien blicken konnte – und man durfte sie aufgreifen, denn sie waren in der alten Geschichte immer gerade noch nicht angekommen – war am Heuberg gut aufgehoben. Stets habe ich mich übrigens auf Jürgens Literaturhinweise, auch die im Gespräch geäusserten, verlassen können: Das war fast immer Substanzielles, aber nicht immer das Bekannteste. (Ein mir präsent Beispiel etwa der Aufsatz zu den „machtpolitischen Ideen“ des Thukydides von Franz Kiechle, damals schon über 30 Jahre alt, heute 50, ein guter Einstieg in das Feld Thukydides). – Mir scheint im Rückblick, dass ich – der ich formellen und institutionellen Zugehörigkeiten immer aus dem Weg gegangen war – sogar etwas wie *esprit de corps* verspürt oder in Ansätzen entwickelt habe. Die militärische Metapher ist wohl auch nicht zufällig, denn es herrschte eine gewisse Disziplin, die aber nie ausgesprochen, und schon gar nicht schnauzbärtig preussisch auftrat. Institutsversammlungen gab es regelmässig und auch wichtige Entscheidungen wurden im Plenum besprochen; konstitutionell entsprach dabei effektiv die Stellung des Seminarvorstehers in etwa derjenigen des Fürsten von und zu Lichtenstein. („Wir machen nichts gegen den Willen des Chefs“, war eine Devise, die ich etwa zu hören kriegte, als die Versammlung gerade meine Anstellung besprechen sollte). Es war eine fraglose

Hierarchie, in vielem indirekt, die aber durchaus Rücksichten zu nehmen hatte.

Das mag man diskutabel finden (die Machtfülle des deutschen Ordinariats ist ein Thema für sich); ich kann von meiner Warte sagen, dass es am Heuberg funktioniert hat. Ich hatte das Gefühl einer produktiven Arbeitsgemeinschaft, in der man an das glaubte, was man tat und in der man sich gegenseitig der ernstgenommenen Aufgabe dieser Tätigkeit wegen respektierte. Das mag ein nüchterner Geist gewesen sein, aber er war in einer mir damals imponierenden Weise einer intellektuellen Redlichkeit verpflichtet. – Ich erinnere mich, dass wir, vermutlich zu dritt (Lukas Thommen, Loni Burckhardt und ich – Thomas Späth pflegte sich ja stets auf irgend ein Fahrrad zu schwingen) nach einem gemeinsamen Mittagessen mit dem Chef – das war nicht Alltag, daher eher memorabel – den Petersgraben aufwärts zum Heuberg schritten nach Wein und Kaffee, und wie eben Joachim Latacz denselben Berg herunterschritt und gleichsam salutierend ein respektables „*Ancient History*“ über die Strasse hören liess, die wir offenbar als Fraktion einer imaginären *scientific army* repräsentierten. Und ich weiss noch, dass mich das befriedigte. Es gefiel mir, nun zu dieser Truppe zu gehören. Und, so dachte ich damals, wir mussten uns vor niemandem verstecken. Oxford, Cambridge, Princeton, Harvard, Heidelberg und wie die Hochburgen intellektuellen Glanzes alle hiessen, hatten keine Attraktion für mich (ich kannte sie allerdings auch gar nicht). *Hic Rhodus, hic salta!* – was man hier nicht schaffte, wo sollte man das anderswo besser können?

Ich darf über das Wirken des Jubilars nicht allgemein verbindlich urteilen; meine Position war wohl etwas speziell – ich erinnere mich an prominente Besucher, denen er mich mit dem Hinweis vorstellte, er sei wohl der einzige seines Fachs, der einen gewesenen Astrologen zum Assistenten habe, wobei ein Hauch der Konsternation über das Gesicht des Besuchers huschte, wenn dabei sich der „Astrolog“ nicht in den „Astronomen“ verwandeln wollte, und möglicherweise hat Jürgen seinerseits bisweilen das konsternierend Ungewöhnliche genossen.

Nur für mich selber darf ich also sprechen: Im Rückblick habe ich es nicht einen Augenblick bereut, vom Jubilar zur Alten Geschichte überredet worden zu sein. Der Heuberg war, *dis iuvantibus*, ein

Glücksfall meines Lebens. Heut sitzen ja dort längst die Theologen.
Den Göttern also (und allen sonst Beteiligten) sei hiermit gedankt!

Spätlese

„Ernteberichte“ ist der Titel unseres Festkolloquiums. Als der mit Abstand jüngste unter Jürgen von Ungern-Sternbergs Doktoranden kam ich (je nachdem, wie man den Titel deutet) als Letzter zum Ernten oder aber bin selbst die Ernte, die als Letztes eingefahren wurde – also gewissermaßen die Spätlese.

Als ich im Wintersemester 2001 erstmals als junger Student in das Seminar am Heuberg kam, hatten die anderen Redner des heutigen Nachmittags ihr Studium längst abgeschlossen: Thomas Späth und Alfred Schmid waren Assistenten am Lehrstuhl, Loni Burckhardt und Lukas Thommen Titularprofessoren. Meine Erinnerungen an Jürgen von Ungern-Sternberg als akademischem Lehrer sind daher eng verflochten mit der Erinnerung an seine weiteren Schüler, die ebenfalls zu meinen Lehrern zählten. Es war dieses Ensemble an Personen, das zu der menschlich und intellektuell so inspirierenden Atmosphäre beitrug, in der ich akademisch sozialisiert wurde. Denn am Heuberg vereinten sich in den frühen 2000er Jahren – wir haben es gehört – Forscherpersönlichkeiten mit höchst unterschiedlichen Profilen und Schwerpunkten: Von der Geschlechtergeschichte über das archaische Sparta bis hin zur antiken Astrologie. Gleichzeitig herrschte in den historischen Räumlichkeiten am Heuberg eine familiäre, fast schon heimelige Atmosphäre, die mit Seminarausflügen und geselligen Runden auch entsprechend gepflegt wurde. Herzstück des Seminars war jedoch der Seminarvorsteher, dessen intellektuelle Grosszügigkeit, dessen Neugier und dessen weit über die Antike hinausreichender Horizont dieses spannende und stimulierende Klima überhaupt erst ermöglichte.

So stimulierend dieses Klima auch war, muss ich doch anfügen, dass Jürgen selbst nicht immer als der enthusiastische Botschafter seines Fachs auftrat – dafür war sein Verantwortungsbewusstsein als Lehrer zu gross. Als ich nach meinen ersten Studienjahren mit ihm über meine Absicht sprach, Alte Geschichte zum Hauptfach aufzuwerten, riet er mir zwar nicht dezidiert davon ab, fragte aber doch warnend, ob ich das wirklich wolle. Dabei wies er mich nicht

nur auf die prekären Berufsaussichten hin, sondern erklärte auch, dass das, was Althistoriker tun, heute in vielen Bereichen nur noch bedingt Forschung, sondern vielmehr Gelehrsamkeit sei. Beide Hinweise waren, wie ich aus der Rückschau feststellen kann, sehr treffend, haben mich aber in dem Moment dann doch nicht vom Fachwechsel abgehalten. Schließlich sah ich ja auch, dass in Basel spannende althistorische Forschung aus verschiedensten Blickwinkeln betrieben wurde.

Jürgen selbst forschte zu der Zeit jedoch meist zu nicht-antiken Themen. Ich hatte einen ausgezeichneten Einblick in seine Forschungen, denn als Hilfsassistent gehörte es zu meinen Aufgaben, die handgeschriebenen Manuskripte in den Computer zu tippen. Dabei konnte ich die Genese der Argumentationen quasi in Echtzeit beobachten: Täglich gab es etwa drei neue Seiten, die dann getippt und ausgedruckt werden mussten. Am nächsten Tag kam der korrigierte Ausdruck zurück, mit den nächsten drei handgeschriebenen Seiten. Die Herausforderung dabei war eine doppelte: Die gewöhnungsbedürftige Handschrift und die seltsamen Themen. Denn um die Antike ging es in diesen Texten meist nur indirekt. Dafür um Sachen wie „Theodor Mommsen und Frankreich“, „Burckhardt und das Heroische“, um den deutschen Blick auf Vercingetorix und den französischen Blick auf Arminius im 19. Jahrhundert oder um „Kollaboration von der Antike bis ins 21. Jahrhundert“.

Das war für einen primär an der Alten Geschichte interessierten Studenten dann doch eine gelegentlich eher fremde Welt, und in Zeiten vor Wikipedia stellte vor allem das Entziffern völlig unbekannter Eigennamen eine Herausforderung dar. Das gelang denn auch nicht immer. Und so konnte es schon passieren, dass ein korrigierter Ausdruck zurückkam, verbunden mit der überrascht-bedauernden Nachfrage: „Herr Meister, der Name „Quisling“ sagt Ihnen offenbar gar nichts?“ Das war ebenso peinlich wie lehrreich und ich kann auch mit fester Überzeugung behaupten, dass Quisling als Inbegriff des Verräters und Kollaborateurs mir seitdem ein Begriff ist.

Dennoch war ich primär an der Alten Geschichte interessiert und wunderte mich gelegentlich, warum jemand, der sich doch hauptberuflich mit der Antike beschäftigen könnte, sich *freiwillig* mit Antikerezeption und Forschungsgeschichte auseinandersetzt.

Meine eigenen Arbeiten gingen jedenfalls in eine Richtung, die auf den ersten Blick kaum etwas mit dem Œuvre meines späteren Doktorvaters zu tun hatten: Die Lizentiatsarbeit war eine Untersuchung zum Körper des Princeps in den Kaiserbiographien Suetons. Körpergeschichte und Kaiserzeit waren eher Themen nach dem Gusto von Thomas Späth, der auch die Zweitbetreuung übernahm. Doch Jürgen als Erstbetreuer zeichnet sich durch eine ausgesprochene intellektuelle Offenheit und Grosszügigkeit aus. Nach der Lizentiatsprüfung bestellte er mich zum Kaffee in sein Büro und bot mir nicht nur die durch den Weggang von Thomas Späth freigewordene Assistentenstelle an, sondern ermutigte mich auch, die Lizentiatsarbeit zu einer Dissertation auszubauen. Dies tat er mit der für ihn nicht untypischen Zurückhaltung. Wenn ich mich richtig erinnere, war die Formulierung: „Das Thema ist doch nicht so uninteressant, wie ich dachte.“

Das ist kein überbordender Enthusiasmus, aber eine mit Aufrichtigkeit gepaarte intellektuelle Grosszügigkeit, die ich in den folgenden Jahren sehr zu schätzen lernte. Denn obschon Körpergeschichte nun wirklich nicht zu seinen Kernthemen gehörte, nahm Jürgen regen Anteil an meiner Promotion: Ihm verdanke ich die konzeptionell extrem wichtige Anregung, nebst der frühen Kaiserzeit auch die späte Republik in den Blick zu nehmen. Eine Anregung, die sich als ausgesprochen fruchtbar erweisen sollte, nicht nur weil ich hier sehr direkt von dem enormen Wissen meines Doktorvaters profitieren konnte, sondern auch, weil es mir den Blick für die Veränderungen schärfte, die dann in der Kaiserzeit zu beobachten sind. Hinzu kamen gezielte Literaturtipps. Hier hat sich mir erst im Nachhinein erschlossen, wie gut diese gewählt waren, um mich im Dschungel der althistorischen Literatur in eine sinnvolle Richtung zu lenken. Nicht zuletzt stachelte Jürgen aber auch meinen Ehrgeiz an, definitiv zu beweisen, dass mein Thema „nicht so uninteressant“ sei. Während Thomas Späth als Zweitbetreuer mich in Gesprächen immer wieder aufbaute und erklärte, wie spannend und interessant meine Ansätze seien, war Jürgen hier stets nüchtern, lobte zwar durchaus, aber bremste in vielen Punkten auch meinen Enthusiasmus und betonte mit umfassend belebener Skepsis, dass vieles, was ich meinte, entdeckt zu haben, doch so speziell gar nicht sei – oder verwies auf einen Aufsatz, in dem das eigentlich schon alles nachzulesen sei. Das war nicht

immer einfach, aber es war ein Ansporn, um nochmals nachzudenken, weiterzulesen und die Argumentation zu schärfen. Die Arbeit ist dadurch sicher nicht schlechter geworden.

Während meiner Dissertation standen diverse Wechsel an: Zuerst die Emeritierung Jürgen von Ungern-Sternbergs und der Stellenantritt von Aloys Winterling als seinem Nachfolger, und dann nach knapp anderthalb Jahren der Wechsel von Aloys an die Humboldt-Universität zu Berlin. Damit endeten auch meine Basler Jahre: Im Sommer 2009 folgte ich Aloys Winterling als wissenschaftlicher Mitarbeiter nach Berlin, wo ich für die nächsten zehn Jahre eine neue akademische und private Heimat fand. Der Kontakt nach Basel und zu Jürgen blieb jedoch bestehen. Einerseits war da noch die Dissertation, die ich 2010 in Basel einreichte. Andererseits war ich bei den sporadischen Familienbesuchen in Basel auch immer mal wieder in Riehen zum Tee eingeladen. Jürgen zeigte dabei ein reges Interesse an meinen weiteren Forschungen und gab mir auch hier immer wieder Literaturtipps. So etwa der Hinweis auf Georg Simmel, der für meine Beschäftigung mit dem archaischen Adel und Konkurrenz sehr prägend werden sollte.

Der Vorteil, in Berlin bei Aloys Winterling zu habilitieren, bestand – nebst vielen anderen Aspekten, die ich hier übergehe – auch darin, dass keine akute Notwendigkeit bestand, mit dem zweiten Buch einen akademischen Vaternord zu begehen. Ganz im Gegenteil: Auch wenn ich mich in Berlin weiterentwickelt habe und dort viele und wichtige Anregungen erfuhr, scheint mir die Habilitationsschrift zu „Adel und gesellschaftlicher Differenzierung im archaischen und frühklassischen Griechenland“ doch in vielen Punkten stärker durch die Erfahrung mit Jürgen von Ungern-Sternberg geprägt zu sein als die unter seiner Ägide verfasste Dissertation. Das beginnt beim Thema. Die Archaik war in Basel – anders als in Berlin – stets präsent. Ich erinnere mich gut an ein Seminar zu Solon oder an eine von Jürgen und Loni gemeinsam durchgeführte Übung zur frühgriechischen Gesetzgebung im Vergleich zum römischen 12-Tafelrecht. Aber auch an Kurse bei Lukas Thommen und Alfred Schmid rund um das archaische Griechenland und die griechische Polis. Als frischgebackener Assistent erbe ich dann im Wintersemester 2006/7 die bereits angekündigte Lehrveranstaltung meines Vorgängers Thomas Späth, nämlich ein mit Jürgen von Ungern-Sternberg gemeinsam

unterrichteter Einführungskurs zur „Entstehung des politischen Denkens in Griechenland“. Das zwang mich, meine Archaikkenntnisse erheblich zu vertiefen, und vor allem begann ich in dieser Zeit, mich intensiver mit den zahlreichen Arbeiten meines Doktorvaters zum archaischen Griechenland auseinanderzusetzen, die dann 2009 gesammelt in den „Griechischen Studien“ erscheinen sollten. Als Hilfsassistent hatte ich vor allem den Wissenschaftshistoriker Jürgen von Ungern-Sternberg kennengelernt, die verschiedenen konzeptionell spannenden Beiträge zur Archaik zeigten mir nun eine ganz andere Seite. Und da Jürgen, stets bescheiden, in seiner Lehre fast nie auf eigene Publikationen Bezug genommen hatte, hat sich mir erst über diese spätere Lektüre erschlossen, wie genuin „Ungern’sch“ mein Archaikbild in vielen Punkten war.

Die Archaik entwickelte sich so, nebst der Körpergeschichte, allmählich zu einem zweiten Standbein. Bei der Verteidigung der Promotion war die Archaik ein Prüfungsthema und bei der anschliessenden Suche nach einem Habilthema blieb ich dort hängen. Ob der Umstand, dass ich einen adligen Doktorvater habe, dazu beitrug, dass ich mich mit dem archaischen Adel und soziologischen Konzepten, wie Adel eigentlich zu definieren sei, herumschlug, wäre reine Spekulation. Was mich aber sicher sehr geprägt hat, sind zwei methodische Punkte, von denen ich sehr sicher sagen kann, dass ich ohne Jürgen wohl nicht diesen Zugang dazu gefunden hätte. Der erste Punkt betrifft die Vergangenheit in mündlicher Überlieferung. Unter diesem Titel hatte Jürgen von Ungern-Sternberg zusammen mit Hansjörg Reinau 1988 einen wegweisenden Band herausgegeben, der die Erkenntnisse des Ethnologen Jan Vansina auf die antike Geschichte und darüber hinaus anwendet. Die Frage nach mündlicher Überlieferung und der überformten Erinnerung jenseits des Floating Gap war auch in den Übungen und Seminaren während meines Studiums – etwa dem bereits erwähnten Kurs zum 12-Tafelrecht – immer wieder ein Thema gewesen. Als ich mich daher in Berlin intensiver mit der Archaik auseinanderzusetzen begann, tat ich dies mit einem deutlich geschärften Methodenbewusstsein und griff nicht nur gerne zu dem Band von 1988, sondern schaute auch immer wieder dankbar in meine alten Basler Seminarunterlagen.

Der zweite Punkt, der mich mit Blick auf die Habil prägen sollte, war genau das, wovon Jürgen mich als junger Student gewarnt hatte: Nämlich, dass Alte Geschichte doch in vielen Bereichen primär Gelehrsamkeit sei. Tatsächlich ist die griechische Archaik – gelinde formuliert – nicht gerade untererforscht. Es dauerte einige Zeit, bis ich das voll erkannte. Anfangs hatte mich diese Epoche noch fasziniert, weil ich den Eindruck hatte, dass man hier seit den 1990er Jahren die Geschichte komplett neu schreiben müsse: Neue quellenkritische Ansätze – wie eben die Reflexion der Problematik von mündlicher Überlieferung – erschütterten alte Gewissheiten, ethnologische Modelle und kulturwissenschaftliche Ansätze stellten neue Deutungsmuster bereit und das archäologische Material versprach neue Erkenntnisse. Ich halte die dahinterstehende Fortschrittserzählung zwar noch immer für nicht gänzlich falsch, bin aber inzwischen doch deutlich ernüchterter. Denn wenn man sich erst genügend eingelesen hat, dann wird deutlich, dass es seit dem 19. Jahrhundert sehr viele sehr unterschiedliche Entwürfe der griechischen Frühzeit gegeben hat, die Geschichte oft gänzlich neu geschrieben wurde und viele der vermeintlich neuen Lesarten der Quellen so neu gar nicht sind. Umgekehrt kann das archäologische Material zwar einige Aufschlüsse geben, doch in vielen Punkten bleibt die Interpretation der Befunde doch stark abhängig von Modellen, die teilweise tief in gewachsenen Forschungstraditionen wurzeln. Das war auf eine Art ernüchternd, andererseits konnte ich nun nachvollziehen, warum Forschungsgeschichte faszinierend sein kann. Hatte ich als Student für Jürgens Passion für deutsche und französische Altertumswissenschaftler im 19. Jahrhundert noch wenig übriggehabt, so merkte ich nun meinerseits, dass dieses Thema „doch nicht so uninteressant ist, wie ich dachte“.

Denn genauso wie sich der französische und der deutsche Blick auf Arminius und Vercingetorix unterschieden, unterschieden sich im 19. Jahrhundert auch die deutsche, die französische und die britische Althistorie in Bezug auf ihren Blick auf die frühgriechischen Eliten. So war die Vorstellung eines panhellenischen Adels, der sich in einer agonalen Kultur jenseits der Polis konstituiert, Franzosen und Engländern fremd, nicht aber der deutschen Forschung, die aus einer anderen historischen Erfahrung heraus im antiken Griechenland ein Pendant zur eigenen Kulturnation ohne

Staat sah, die von einer primär kulturell definierten Elite zusammengehalten wurde. Die daraus resultierende Traditionsbildung sollte dann eine ungemeine Wirkmächtigkeit entfalten und die Vorstellung von archaischen Eliten bis in die Gegenwart massgeblich prägen. Ich halte diesen forschungsgeschichtlichen Befund für den interessantesten Teil meiner Habilitationsschrift. Das Fach mag in vielen Punkten tatsächlich zur Gelehrsamkeit tendieren, doch just das bietet die Grundlage für eine problemorientierte Transformations- und Wissensgeschichte. Die Kontakte zum Berliner SFB zu Transformationen der Antike waren hier natürlich wichtige Impulsgeber, aber die Erinnerungen an die am Heuberg getippten Manuskripte zur Forschungsgeschichte und zu den unterschiedlichen nationalen Befindlichkeiten und Traditionen waren mindestens so prägend.

Als ich Jürgen das letzte Mal traf – ziemlich genau vor einem Jahr im Basler Mercedes Caffè –, hatte er meine Habilitationsschrift, die ich ihm zugeschickt hatte, gründlich durchgelesen und es war für mich ein grosses Kompliment, dass er mit meinen Ausführungen zur Archaik nicht nur grösstenteils einverstanden war, sondern auch meinte, einige Sachen hätte er eigentlich auch immer schon so gedacht. Die Saat für die Ernte ist also, wenn auch vielleicht spät, aufgegangen. Und da es sich um die Spätlese handelt, ist auch die Zukunft zumindest in einem Punkt klar absehbar: Der Weg zum Apéro ist nicht mehr weit.

„Pollux erinnert sich“ – Jürgen von Ungern-Sternberg zum
Achtzigsten

Schon wieder war der Lehrstuhl leer,
ein Neuer musste wieder her,
man wollte diesmal einen finden,
der nicht gleich wieder würd' verschwinden.
Die Schriften wurden eingereicht,
die Auswahl war zunächst nicht leicht,
doch schliesslich fand die Kommission,
das Beste sei, wenn ein Baron
die Studis würd' in alten G'schichten
am Rheinknie künftig unterrichten.
So kam ein Jungspund nun aus Essen
nicht ungerne in die Stadt der Messen.
Mit Charme gelang es dem Teutonen,
sehr rasch bei den Kommilitonen
zu punkten; nicht nur, weil es Wein
zu trinken gab, fand man sich ein
am Nadelberg zu Seminaren,
man wollte zudem auch erfahren,
wie einer aus dem Adelsstand
die Volksherrschaft in Griechenland
traktierte. Dass ihm dies so gut
gelang, darf ohne Übermut
ich auch mir selbst, dem Assistenten,
der längst bezieht schon seine Renten,
zuschreiben, hab' ich während Stunden,
doch, und dabei Gehör gefunden,
dem Werner-Schüler, der stets kritisch,
doch lernbereit war, was «politisch»
bei den Hellenen war, erklärt:
er hat's kapiert, 's hat sich bewährt.
Ja, überhaupt die Diskussionen:
es tat sich eine jede lohnen
von vielen über mancherlei:

Gott und die Welt war'n auch dabei.
Gar manches haben wir erlebt
gemeinsam, stets darum bestrebt,
den Nadelberg zu transzendieren:
wir konnten früh schon reüssieren.
Wer denkt nicht gern an uns're Spuren,
die wir einst liessen auf den Fluren
zurück Siziliens, nicht alleine
im Reich der graeco-röm'schen Steine,
nein auch in manchen Discos, dunkeln,
wo wir's so richtig liessen funkeln.
Es hinterliess die schöne Reise
auch Spuren auf besond're Weise.
So weiss die Chronik zu berichten
von rührend-schönen Liebesg'schichten:
der Assistent, ein Junggeselle,
wie er im Buch steht, ward ganz schnelle
von Amors Pfeilen zielgenau
getroffen: mit der jetz'gen Frau
fuhr er zurück, ein Ende fand
sein solitärer Lebensstand.
Hätt' er sich damals nicht verbunden,
ist zweifelhaft, ob je erfunden
man hätt' Colloquia Raurica:
wie stünde Castelen jetzt da?
Verwahrlost wohl und delabriert,
von keiner Seele visitiert!
Sag' jetzt noch einer, Exkursionen,
die würden sich doch gar nicht lohnen!
Auch werde ich vergessen nie
die Fahrt zur Glarner Ekklesie:
nicht nur erwies die Prominenz
des Tales uns dort Reverenz
und liess uns bei Orangensaft
erklären, wie die Volksherrschaft
der Griechen praktisch funktionierte
und worin sie sich distinguierte
von der, wie sie sie praktizieren.
Man liess am Sonntag uns marschieren,

wir fühlten uns wie auserkoren,
im Zug der Honoratioren
zur Landsgemeinde (ungelegen
war nur der permanente Regen).
Erwähnenswert aus heut'ger Sicht
ist, dass man damals reiste nicht
im Zug, man strebte nach dem Ziel
natürlich im Automobil.
Es sass, mir war's nicht ganz geheuer,
der Ordinarius am Steuer,
und dieser fuhr nicht nur recht schnell,
er tat's auch unkonventionell.
Zwar wurde mir dabei nicht schlecht,
doch war es mir dann mehr als recht,
dass wir nicht auch noch auf den Spuren
der alten Römerstrassen fahren
wie jene auf dem Hauenstein:
man nahm sie bloss in Augenschein.
Wir kehrten schliesslich dann zum Glück
nach Basilea heil zurück.
Es zeigte bald nach dieser Reise
sich dann der Fahrer äusserst weise,
entsorgte ohne Weh und Klagen
klammheimlich Führerschein und Wagen
und fuhr, ersparend Allen Stress,
nur noch sein Fahrrad „Herkules“.
Noch manches gäb' es zu erzählen,
doch länger will ich Euch nicht quälen;
bereit – gewiss sind alle froh –
steht schon ein feiner Apéro.
Nur eines noch hier ganz am Ende,
bevor Ihr vielleicht klatscht die Hände:
Dir, Jürgen, sei noch lang gegeben,
zu delectieren Dich am Leben!

